Die Fünfundvierzig.

Historischer Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1847.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Alexander Dumas ausgewählte Romane.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Neunundzwanzigster Band.

Die Fünfundvierzig.

Augsburg 1847.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Chicot's Schatten.

Der König hatte sich, wie wir eben erst sagten, hinsichtlich seiner Freunde nie getäuscht. Er kannte ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften, und las, als König der Erde, eben so genau in der tiefesten Tiefe ihres Herzens, wie es der König des Himmels thun konnte. Er sah sogleich ein, welchen Zweck von Epernon dabei erreichen wollte; aber da er für das, was er geben würde, nichts zu erhalten glaubte, jedoch fünfundvierzig Staffiere *) für fünfundsechszigtausend Thaler erhielt, schien ihm die Idee des Gascogniers ein Fund. Ferner war es etwas Neues. Ein armer König von Frankreich ist mit dieser, selbst für Unterthanen so seltenen Waare, nicht immer erklecklich versehen. Vorzüglich hatte der König Heinrich III., waren seine feierlichen Umgänge gemacht, seine Hunde gekämmt, seine Todtenköpfe abgeschnürt, und seine beliebige Zahl von Seufzern ausgestossen, nichts mehr zu thun. Die von Epernon errichtete Garde gefiel also dem Könige, besonders weil man davon sprechen würde, und er folg=

---

*) Estafier, von dem italienischen staffiere, in Italien ein Livréedomestik, der einen Mantel trägt.

D. Ueb.

lich in den Physiognomien etwas Anderes lesen könnte, als was er seit den zehn Jahren seiner Rückkehr aus Polen täglich darin sah. Nach und nach, und je näher er seinem Gemache kam, wo der Thürsteher, durch diesen nächtlichen und ungewöhnlichen Ausflug ziemlich in Verlegenheit gesetzt, seiner harrete, entwickelte sich Heinrich selbst die Vortheile der Einführung der Fünfundvierzig, und sah, wie alle schwachen oder geschwächten Geister, indem er sich aufklärte, die Ideen zum Vorscheine kommen, welche von Epernon in dessen eben erst mit ihm gepflogenen Unterredung in helles Licht gesetzt hatte.

„Im Grunde," dachte der König, „werden diese Leute ohne Zweifel sehr tapfer, und vielleicht sehr ergeben seyn. Einige von ihnen haben einnehmende Mienen, Andere zurückstossende Züge; es wird deren, Gott sey Dank! für Jedermann darunter geben... und dann ist ein Ehrengeleit von fünfundvierzig Schwertern stets bereit, aus der Scheide zu fahren, etwas Schönes." Dieses letzte Kettenglied seines Gedankens reihte sich an die Erinnerung an jene andern so ergebenen Schwerter, deren Verlust er so bitterlich ganz laut, und noch bitterlicher ganz stille beklagte, und führte Heinrich zu jener tiefen Traurigkeit, in die er zur Zeit, bei welcher wir angekommen sind, so oft versank, daß man hätte meinen mögen, es sey sein gewöhnlicher Zustand. Die so harten Zeiten, die so bösen Menschen, die auf der Stirne der Könige so wankenden Kronen, erregten zum Zweitenmale jenes mächtige Bedürfniß in ihm, zu sterben oder sich aufzuheitern, um einen Augenblick jene

Krankheit abzustreifen, welche bereits zu jener Zeit die Engländer, unsere Lehrer in der Melancholie, mit dem Namen Spleen getauft hatten. Er suchte mit den Augen Joyeuse, und fragte nach ihm, da er ihn nirgends erblickte.

„Der Herr Herzog ist noch nicht gekommen,“ sagte der Thürsteher.

„Gut. — Rufet meinen Kammerdienern, und entfernt Euch.“

„Sire, das Gemach Eurer Majestät ist geordnet, und Ihre Majestät die Königin hat sich nach den Befehlen des Königs erkundigen lassen.“

Heinrich spielte den Tauben.

„Soll man Ihrer Majestät sagen lassen,“ wagte der Thürsteher zu äußern, „das Kopfkissen zu richten?“

„Nein,“ antwortete Heinrich, „nein. Ich habe meine Andachtsübungen, meine Arbeiten, und zudem bin ich leidend; ich werde allein schlafen.“

Der Thürsteher verbeugte sich.

„Apropos,“ sagte Heinrich, ihn zurückrufend, „bringet der Königin diese schlafmachenden Confecte aus dem Orient.“ Und er gab seine Confectbüchse dem Thürsteher.

Der König trat in sein Gemach, welches die Diener wirklich bereitet hatten. So wie Heinrich darin war, warf er einen Blick auf alle so erkünstelten, so ängstlichen Bestandtheile jener übertriebenen Toiletten, die er noch vor Kurzem machte, um der schönste Mann der Christenheit zu seyn, da er nicht ihr größter König seyn konnte. Aber nichts regte sich mehr in ihm zu

Gunsten dieser gezwungenen Arbeit, welcher er sich ehedem so muthig unterzog. Alles Weibische, was ehemals in dieser Hermaphroditennatur lag, war verschwunden. Heinrich glich jenen alten Koketten, die ihren Spiegel mit einem Meßbuche vertauscht haben: er hegte fast einen Abscheu vor den Gegenständen, die ihm die liebsten gewesen waren. Parfümirte und salbichte Handschuhe, Masken von feiner Leinwand, mit wohlriechenden Seifen bestrichen, chemische Mischungen, um die Haare zu kräuseln, den Bart zu schwärzen, das Ohr roth zu färben, den Augen Glanz zu verleihen, er vernachläßigte dieß Alles wieder, wie er es seit langer Zeit that.

„Mein Bett," sagte er mit einem Seufzer.

Zwei Diener entkleideten ihn, zogen ihm ein Unterbeinkleid von feiner friesischer Wolle an, hoben ihn vorsichtig empor, und legten ihn in seine Linnen.

„Der Vorleser Seiner Majestät!" rief eine Stimme.

Denn Heinrich, der Mann mit den langen und peinlichen Schlaflosigkeiten, ließ sich manchmal durch Vorlesen einschläfern, und zudem mußte es jetzt ein polnisches Buch seyn, um dieses Wunder zu wirken, während ehemals, nämlich ursprünglich, ein französisches ihm genügte.

„Nein, Niemand," versetzte Heinrich, „keinen Vorleser, oder er lese Gebete zu Hause, zu meinem Seelenheile; nur, wenn Herr von Joyeuse heimkehrt, bringt ihn mir."

„Aber wenn er spät heimkehrt, Sire?"

„Ach," sagte Heinrich, „er kehrt immer spät heim,

aber zu welcher Stunde er auch heimkehren mag, Ihr höret: so bringet ihn."

Die Diener löschten die Kerzen aus, zündeten neben dem Kamine eine Lampe voll Essenzen an, welche blasse und bläuliche Flammen gaben, eine Art phantasmagorischer Ergötzung, für die der König seit der Rückkehr seiner Grabesgedanken sich sehr eingenommen zeigte, und verließen dann auf den Zehen sein schweigsames Gemach.

Heinrich, einer wirklichen Gefahr gegenüber muthig, hatte alle Befürchtungen, alle Schwächen der Kinder und Weiber. Er fürchtete die Erscheinungen, er fürchtete sich vor Fantomen, und doch hegte er das Gefühl: indem er sich fürchtete, langweilte er sich weniger. — Hierin glich er jenem Gefangenen, der durch die Unthätigkeit einer langen Einsperrung gelangweilt, jenen, die ihm ankündigten, daß er auf die Folter gespannt werden solle, antwortete: „Gut, da wird mir jedenfalls wieder eine Weile vergehen." Jedoch, während Heinrich den Wiederstrahlen seiner Lampe an den Wänden folgte, während sein Blick die dunkelsten Winkel seines Gemaches durchspähete, während er das leiseste Geräusch zu erlauern versuchte, das ihm den geheimnißvollen Eintritt eines Schattens hätte verkünden können, umschleierten sich seine von dem Schauspiele des Tages und dem Laufe der Nacht ermüdeten Augen, und bald entschlummerte oder vielmehr erstarrte er in dieser Ruhe und Einsamkeit. Aber Heinrich's Ruhe dauerte nicht lange: von jenem dumpfen Fieber untergraben, welches das Leben in ihm während des Schlafes wie

während des Wachens abnützte, glaubte er in seinem Gemache Geräusch zu hören, und erwachte. „Joyeuse," fragte er, „bist Du es?"

Niemand antwortete. Die Flammen der blauen Lampe waren schwächer geworden; sie bildeten am Plafond von geschnitztem Eichenholze nur mehr einen bleichen Kreis, der dem Golde der kleinen Felder eine grüne Farbe verlieh.

„Allein! noch immer allein," murmelte der König. — „Ah! der Prophet hat Recht: — die Majestät sollte immer seufzen; — er hätte besser gethan, zu sagen: sie seufzet immer." Nach einer Pause des Schweigens murmelte er dann in der Form eines Gebetes: „Mein Gott! verleihe mir die Kraft, immer allein zu seyn während meines Lebens, wie ich nach meinem Tode allein seyn werde!"

„Ei! ei! allein nach Deinem Tode, daß ist nicht gewiß," antwortete eine zischende Stimme, die wie ein metallischer Schlag einige Schritte vom Bette schrillte; „und für wen wählest Du die Verse?"

Bestürzt, setzte sich der König im Bette aufrecht, angstvoll jedes Geräth seines Gemaches fragend. „O! ich kenne diese Stimme," murmelte er.

„Das ist ein Glück," erwiederte die Stimme.

Ein kalter Schweiß brach aus der Stirne des Königs. „Man sollte meinen, Chicot's Stimme wäre es," seufzte er.

„Es brennt! *) Heinrich, es brennt!" antwortete die Stimme.

*) Tu brules . . . sagen Kinder bei einem Spiele, wenn

Nun fuhr Heinrich mit einem Beine aus dem Bette und bemerkte in einiger Entfernung vom Kamine, in dem nämlichen Armstuhle, den er eine Stunde früher von Epernon wies, einen Kopf, auf den das Feuer einen von jenen fahlen Wiederstrahlen warf, die allein in den Hintergründen Rembrandt'scher Gemälde eine Person beleuchten, welche man auf den ersten Blick kaum gewahret. Dieser Wiederstrahl senkte sich auf die Seitenlehne des Stuhles herab, auf welche der Arm der Person gestützt war, dann auf sein knochiges und vorragendes Knie, endlich auf eine Fußbiege, die mit einem nervigen, magern und übermäßig langen Beine, einen rechten Winkel bildete.

„Gott beschütze mich!" rief Heinrich aus, „es ist Chicot's Schatten!"

„Ah! mein armes Heinrichchen," sagte die Stimme, „Du bist also noch immer so einfältig?"

„Was willst Du damit sagen?"

„Die Schatten sprechen nicht, Schwachkopf, weil sie keinen Leib haben, und folglich keine Zungen," antwortete die im Armstuhle sitzende Gestalt.

„Dann bist Du wohl Chicot," rief der König freudetrunken aus.

„Ich will in dieser Beziehung nichts entscheiden; wir werden später sehen, wer ich bin, wir werden sehen."

---

dasjenige, welches einen verborgenen Gegenstand sucht, auf dem Punkte steht, ihn zu entdecken.

D. Ueb.

„Wie, Du bist also nicht gestorben, mein armer Chicot?“

„Da haben wir's! Du schreiest ja, wie ein Adler; allerdings bin ich gestorben, im Gegentheile, hundertmal gestorben.“

„Chicot, mein einziger Freund!“

„Wenigstens hast Du diesen Vortheil über mich, immer das Nämliche zu sagen. Du hast Dich nicht verändert! Alle Wetter!“

„Aber Du, Du,“ fragte der König traurig, „hast Du Dich verändert, Chicot?“

„Ich hoff' es wohl.“

„Chicot, mein Freund,“ sagte der König, seine beiden Füße auf den Boden stellend, „warum hast Du mich verlassen, sprich?“

„Weil ich gestorben bin.“

„Aber Du sagtest ja eben erst, daß Du nicht gestorben seyest.“

„Und ich wiederhole es.“

„Was soll dieser Widerspruch bedeuten?“

„Dieser Widerspruch soll bedeuten, Heinrich, daß ich für die Einen todt bin, und für die Andern lebendig.“

„Und was bist Du für mich?“

„Für Dich bin ich todt.“

„Warum für mich todt?“

„Das ist leicht zu begreifen. Höre wohl.“

„Ja.“

„Du bist nicht der Herr in Deinem Hause.“

„Warum?“

„Du vermagst nichts für jene, welche Dir dienen.“

„Herr Chicot!“

„Aergern wir uns nicht, oder ich ärgere mich!“

„Ja, Du hast Recht,“ sagte der König, fürchtend, daß Chicot's Schatten verschwinden möchte; „sprich, mein Freund, sprich!“

„Wohlan denn! Ich hatte eine kleine Angelegenheit mit Herrn von Mayenne zu schlichten; erinnerst Du Dich?“

„Vollkommen.“

„Ich schlichte sie. Gut. Ich prügle diesen Capitain ohne Gleichen; sehr gut. Er läßt mich suchen, um mich zu hängen, und Du, auf den ich zählte, um mich gegen diesen Helden zu beschützen, verlässest mich, anstatt Dich meiner anzunehmen; anstatt ihm das Garaus zu machen, versöhnest Du Dich wieder mit ihm. Was that ich nachher? Ich gab mich für todt und begraben aus, durch die Vermittelung meines Freundes Gorenflot, so, daß seit jener Zeit Herr von Mayenne, der mich suchte, mich nicht mehr sucht.“

„Ein gräßlicher Muth, den Du da bewiesest, Chicot; dachtest Du nicht an den Schmerz, den Dein Tod mir verursachen würde? Sprich!“

„Ja, es ist muthig, aber durchaus nicht gräßlich. Ich habe nie so ruhig gelebt, als seitdem Jedermann überzeugt ist, daß ich nicht mehr lebe.“

„Chicot! Chicot! mein Freund,“ rief der König aus, „Du erschreckst mich, ich verliere den Kopf.“

„Ah pah! bemerkst Du dieß jetzt erst?“

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll.“

„Ei, Du mußt Dich doch zu etwas entschließen; was glaubst Du, laß hören?“

„Nun denn, ich glaube, daß Du gestorben bist, und zurückkommst.“

„Dann lüge ich: Du bist artig!“

„Du verhehlest mir einen Theil der Wahrheit wenigstens; aber gleich jetzt wirst Du mir, gleich den Gespenstern des Alterthums, schreckliche Dinge sagen.“

„Ah! was dieß betrifft, so stelle ich es nicht in Abrede. Mach Dich also gefaßt, armer König.“

„Ja, ja,“ fuhr Heinrich fort, „bekenne, daß Du ein vom Herrn erweckter Schatten bist.“

„Ich werde bekennen, was Du willst.“

„Wie wärest Du denn sonst durch diese bewachten Gänge gekommen? Wie befändest Du Dich in meinem Gemache, bei mir? Der nächste Beste geht jetzt in das Louvre! Auf solche Art bewacht man also den König!“

Und Heinrich, dem schwindeligen Schrecken sich völlig überlassend, der ihn soeben erfaßt hatte, warf sich wieder in sein Bett, bereit, sich den Kopf mit seinen Betttüchern zu verhüllen.

„Ei! ei! ei!“ versetzte Chicot mit einem Tone, der einiges Mitleiden und viel Sympathie verbarg, „ei! entrüste Dich nicht; Du brauchst mich nur zu berühren, um Dich zu überzeugen.“

„Du bist also kein Bote der Rache?“

„**Ventre de biche**, hab' ich Hörner, wie Satan, oder ein flammendes Schwert, wie der Erzengel Michael?“

„Wie bist Du dann hereingekommen?“

„Du bringst es wieder zur Sprache.“

„Allerdings.“

„Wohlan, begreife doch, daß ich noch immer meinen

Schlüssel habe, jenen, den Du mir gabst, und den ich mir um den Hals hängte, um Deine Kammerherren in Wuth zu bringen, die nur das Recht hatten, sich ihn an den Hintern zu hängen. Nun denn, mit diesem Schlüssel kommt man herein, und ich bin hereingekommen."

„Durch die geheime Thüre also?"

„Ei, ohne Zweifel!"

„Aber warum bist Du heute und nicht gestern gekommen?"

„Ah! richtig, dieß ist die Frage. Wohlan, Du wirst es erfahren."

Heinrich streifte seine Betttücher weg, und erwiederte mit dem Tone der Treuherzigkeit eines Kindes: „Sag mir nichts Unangenehmes, Chicot, ich bitte Dich darum; o! welches Vergnügen mir Deine Stimme verschafft!"

„Ich werde Dir die Wahrheit sagen, weiter nichts. Desto schlimmer, wenn die Wahrheit unangenehm ist."

„Deine Furcht vor dem Herrn von Mayenne ist nicht ernstlich gemeint, nicht wahr?" fragte der König.

„Im Gegentheile, sehr ernstlich. Du begreifest; Herr von Mayenne ließ mir fünfzig Stockschläge geben, ich rächte mich, und gab ihm hundert Schläge mit der Schwertscheide zurück; nimm an, daß zwei Schläge mit der Schwertscheide so viel werth sind, als ein Stockschlag, und wir sind quitt. Nimm an, daß ein Schlag mit der Schwertscheide eben so viel werth ist, als ein Stockschlag, was die Ansicht des Herrn von Mayenne seyn kann, so schuldet er mir fünfzig Schläge mit dem Stocke oder mit der Schwertscheide; nun aber fürchte ich nichts

so sehr als die Schuldner von diesem Schlage, und ich wäre sogar nicht hierher gekommen, wie immer Du auch meiner bedurft hättest, würde ich nicht gewußt haben, daß Herr von Mayenne in Soissons sey."

„Wohlan, Chicot, da dem also ist, und Du meinetwegen zurückkamst, nehme ich Dich unter meinen Schutz, und ich will . . ."

„Was willst Du? Nimm Dich in Acht, Heinrichchen; jedesmal, wenn Du die Worte aussprichst: — Ich will . . . bist Du bereit, irgend eine Albernheit zu sagen."

„Ich will, daß Du auferstehest, daß Du am hellen Tage hervortrittst."

„Ei, ich sagte schon meine Meinung."

„Ich werde Dich beschützen."

„Gut!"

„Chicot, ich verpfände Dir mein königliches Wort."

„Basta! ich habe Besseres, als dieß."

„Was hast Du?"

„Ich habe mein Loch, und bleibe darin."

„Ich werde Dich beschützen, sag' ich Dir," rief der König energisch aus, indem er sich auf der Stufe seines Bettes aufrichtete.

„Heinrich," entgegnete Chicot, „Du wirst den Schnupfen bekommen; leg Dich wieder, ich bitte Dich inständig darum."

„Du hast Recht, aber Du hast mich auch erbittert," sagte der König, indem er sich wieder zwischen seine Betttücher steckte. „Wie! da ich, Heinrich von Valois, König von Frankreich, Schweizer, Schotten, französischer

Gardisten und Edelleute genug zu meiner Beschützung besitze, fühlt sich Herr Chicot nicht zufrieden und in Sicherheit!"

„Höre. Was hast Du gesagt.? Du hast die Schweizer . . ."

„Ja, commandirt von Tocquenot."

„Gut. — Du hast die Schotten . . ."

„Ja, commandirt von Larchant."

„Sehr gut. — Du hast die französischen Gardisten . . ."

„Commandirt von Crillon."

„Vortrefflich, — Und dann weiter?"

„Und dann weiter? Ich weiß nicht, ob ich Dir dieß sagen sollte."

„Sag's nicht. Wer fragt Dich darum?"

„Und dann weiter . . . eine Neuigkeit, Chicot."

„Eine Neuigkeit?"

„Ja, stelle Dir fünfundvierzig tapfere Edelleute vor . . ."

„Fünfundvierzig! — Wie sagtest Du?"

„Fünfundvierzig Edelleute."

„Wo hast Du sie aufgetrieben? Jedenfalls in Paris nicht."

„Nein, aber sie sind heute in Paris angekommen."

„So so! So so!" sagte Chicot, von einem plötzlichen Gedanken erhellt. „Ich kenne Deine Edelleute."

„Wirklich!"

„Fünfundvierzig Bettler, denen nur der Bettelsack abgeht."

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Gesichter zum Todtlachen."

„Chicot, es sind herrliche Männer unter ihnen."

„Gascognier, im Grunde, wie der Generaloberst Deiner Infanterie.“

„Und wie Du, Chicot.“

„O! ich, Heinrich, das ist etwas ganz Anderes. Ich bin nicht mehr Gascognier, seitdem ich Gascognien verlassen habe.“

„Während sie . . . ?“

„Ganz das Gegentheil sind: sie waren keine Gascognier in Gascognien, und sind hier doppelte Gascognier.“

„Gleichviel. Ich habe fünfundvierzig furchtbare Haudegen.“

„Commandirt von jenem sechsundvierzigsten furchtbaren Haudegen, welcher von Epernon heißt.“

„Nicht so ganz errathen.“

„Und von wem sonst?“

„Von Loignac.“

„Puh!“

„Wirst Du jetzt Loignac herabsetzen?“

„Ich werde mich sehr davor hüten, er ist mein Vetter im siebenundzwanzigsten Grade.“

„Ihr Gascognier seyd Alle verwandt.“

„Das ist ganz das Gegentheil von Euch Valois, die Ihr es niemals seyd.“

„Wirst Du endlich antworten?“

„Auf was?“

„Auf meine Fünfundvierzig.“

„Und mit diesen gedenkst Du Dich zu beschützen?“

„Ja, par la mordieu! ja,“ rief Heinrich erzürnt aus. Chicot, — oder sein Schatten, denn da wir keinen

besseren Aufschluß darüber haben, als der König, sind wir gezwungen, unsere Leser im Zweifel zu lassen, — Chicot sagen wir, ließ sich in den Armstuhl gleiten, indem er seine Fersen auf den Rand dieses nämlichen Armstuhles stützte, so daß seine Knie die Spitze eines Winkels bildeten, höher als sein Kopf. „Wohlan," sagte er, „ich habe mehr Truppen, als Du."

„Truppen? Du hast Truppen?"

„Nun, warum nicht?"

„Und welche Truppen?"

„Du wirst hören. Ich habe zunächst das ganze Heer, welches die Herrn von Guise in Lothringen anwerben."

„Bist Du verrückt?"

„Nein, ein wirkliches Heer, wenigstens sechstausend Mann."

„Aber warum solltest Du Dich, der Du Furcht vor Herrn von Mayenne hast, gerade durch die Soldaten des Herrn von Guise beschützen lassen?"

„Weil ich gestorben bin."

„Wieder dieser Spaß."

„Nun aber war's Chicot, welchem Herr von Mayenne zürnte. Ich benützte also diesen Tod, um Leib, Namen, und sociale Stellung zu verändern."

„Dann bist Du nicht mehr Chicot?" fragte der König.

„Nein."

„Wer bist Du denn?"

„Ich bin Robert Briquet, ehemaliger Kaufmann und Liguist."

„Du, Liguist, Chicot?"

„Ein wüthender. Daher kommt es, siehst Du? daß

ich, unter der Bedingung, Herrn von Mayenne nicht allzu nahe zu sehen, zu meiner, Briquet's, des Mitgliedes der heiligen Union, persönlichen Beschützung zunächst das Heer der Lothringer habe, thut sechstausend Mann. Merke die Zahlen wohl."

„Ich hab's."

„Ferner ungefähr hunderttausend Pariser."

„Famose Soldaten!"

„Famos genug, um Dir ein wenig hinderlich zu seyn, mein Fürst. Also, hunderttausend und sechstausend, thut einmalhundertsechstausend. Ferner das Parlament, den Papst, die Spanier, den Herrn Cardinal von Bourbon, die Flamänder, Heinrich von Navarra, den Herzog von Anjou."

„Beginnst Du Dein Verzeichniß zu erschöpfen?" fragte Heinrich ungeduldig.

„Geh doch, es bleiben mir noch drei Arten von Leuten."

„Sprich!"

„Welche sehr böse auf Dich sind."

„Sprich!"

„Zunächst die Katholiken."

„Ah! ja, weil ich nur drei Viertheile von den Hugenotten vertilgt habe."

„Dann die Hugenotten, weil Du drei Viertheile von ihnen vertilgt hast."

„Ah! ja — und die dritten?"

„Was sagst Du zu den Politikern, Heinrich?"

„Ah! ja, jene, die weder mich, noch meinen Bruder, noch Herrn von Guise wollen."

„Aber die allerdings Deinen Schwager von Navarra wollen.“

„Wofern er abschwört.“

„Eine saubere Geschichte! Und wie ihn dieß in Verlegenheit setzt, nicht wahr?“

„Ah! aber die Leute, von denen Du mir da sprichst . . .“

„Nun denn?“

„. . . Machen ja ganz Frankreich aus.“

„Ganz richtig. Dieß sind meine Truppen, der ich Liguist bin. So, jetzt zähle zusammen und vergleiche.“

„Wir scherzen, nicht wahr Chicot?“ sagte Heinrich, indem er gewisse Schauder durch seine Adern rieseln fühlte.

„Es wäre jetzt die rechte Zeit, um zu scherzen, da Du allein stehst gegen Jedermann, mein armes Heinrichchen!“

Heinrich nahm eine völlig königliche Miene von Würde an. „Allein bin ich,“ erwiederte er, „aber allein auch befehle ich. — Du lässest mir eine Armee sehen, sehr wohl. — Zeige mir nun einen Anführer. O! Du wirst mir den Herrn von Guise nennen. — Siehst Du nicht, daß ich ihn in Nancy halte? — Herrn von Mayenne? — Du gestehst selbst, daß er in Soissons ist. — Den Herzog von Anjou. — Du weißt, daß er in Brüssel ist. — Den König von Navarra. — Er ist in Pau, — während ich — allein bin, das ist wahr, — aber frei zu Hause, und den Feind kommen sehend, wie, mitten auf einer Ebene, der Jäger aus den umliegenden Wäldern sein Wild, Haar oder Feder, hervorbrechen sieht.“

Chicot kratzte sich an der Nase. Der König hielt ihn für überwunden. „Was kannst Du hierauf antworten?“ fragte Heinrich.

„Daß Du immer beredt bist, Heinrich; die Zunge bleibt Dir; dieß ist wahrhaftig mehr, als ich glaubte, und ich wünsche Dir sehr aufrichtig Glück dazu; aber ich werde nur Eines in Deiner Rede angreifen.“

„Was?“

„O! mein Gott, nichts, fast nichts, — eine rhetorische Figur, ich werde Deine Vergleichung angreifen.“

„In welchem Punkte?“

„Darin, daß Du behauptest, Du seyest der Jäger, welcher das Wild auf dem Anstande erwartet, während ich sage, daß im Gegentheile Du das Wild bist, welches der Jäger sogar in seinem Lager umstellt.“

„Chicot!“

„Wohlan, Mann im Hinterhalte, wen hast Du kommen sehen, sprich?“

„Niemand, pardieu.“

„Es ist doch Jemand gekommen.“

„Von jenen, die ich Dir nannte?“

„Dieß gerade nicht, aber beinahe.“

„Und wer ist gekommen?“

„Eine Frau.“

„Meine Schwester Margot?“

„Nein, die Herzogin von Montpensier.“

„Sie in Paris!“

„Ei! mein Gott, ja.“

„Wohlan, wenn dem so wäre, seit wann fürchte ich die Weiber?“

„Es ist wahr, man soll sich nur vor Männern fürchten. So warte ein wenig. Sie kommt als Vorläuferin; hörst Du? Sie kommt, um die Ankunft ihres Bruders zu verkünden."

„Die Ankunft des Herrn von Guise?"

„Ja."

„Und Du wähnest, daß mich dieß in Verlegenheit setze?"

„O! Dich setzet nichts in Verlegenheit."

„Gieb mir Dinte und Papier."

„Wozu? Um den Befehl an Herrn von Guise zu erlassen, in Nancy zu bleiben?"

„Richtig! Die Idee ist gut, weil sie Dir zu gleicher Zeit gekommen ist, wie mir."

„Im Gegentheile, abscheulich!"

„Warum?"

„Er wird kaum diesen Befehl erhalten haben, als er errathen wird, daß seine Anwesenheit in Paris dringend sey, und herbeieilen wird."

Der König fühlte den Zorn auf seiner Stirne glühen. Er schaute Chicot von der Seite an. „Wenn Ihr nur zurückgekehrt seyd, um mir Mittheilungen zu machen, wie diese, so konntet Ihr wohl bleiben, wo Ihr waret."

„Was willst Du, Heinrich? Die Fantome sind keine Schmeichler."

„Du gestehst also, daß Du ein Fantom bist?"

„Ich läugnete es nie."

„Chicot."

„Dann ärgere Dich nicht, denn aus einem Kurzsichtigen würdest Du ein Blinder werden. Nun, sag-

test Du mir nicht, daß Du Deinen Bruder in Flandern zurückhieltest?"

„Ja, gewiß, und dieß geschieht aus einer guten Politik; ich halte ihn im Zaume."

„Nun höre, und ärgern wir uns nicht. Zu welchem Zwecke glaubst Du, daß Herr von Guise in Nancy bleibt?"

„Um dort ein Heer zu organisiren."

„Gut! ruhig ... Wozu bestimmt er diese Armee?"

„Ah! Chicot, Ihr ermüdet mich mit allen diesen Fragen."

„Ermüde Dich! ermüde Dich! Heinrich, Du wirst dann später desto besser ausruhen, ich verspreche es Dir. Wir sagten also, er bestimme diese Armee . . .?"

„Um die Hugenotten des Nordens zu bekämpfen."

„Oder vielmehr, um Deinem Bruder von Anjou hinderlich zu seyn, der sich zum Herzoge von Brabant ernennen ließ, der sich einen kleinen Thron in Flandern zu bauen trachtet, und beständig von Dir Beistand verlangt, um dieses Ziel zu erreichen."

„Beistand, den ich ihm stets verspreche, und niemals senden werde, wohl verstanden."

„Zu großer Freude des Herrn Herzogs von Guise; wohlan, Heinrich, einen Rath."

„Welchen?"

„Wenn Du Dich einmal stelltest, diesen versprochenen Beistand zu senden, wenn dieser Beistand bis Brüssel vorrücken würde, wär's auch nur bis zur Hälfte des Weges . . ."

„Ah! ja," rief Heinrich aus, „ich verstehe: Herr von Guise würde nicht von der Grenze weichen."

„Und das Versprechen, welches Frau von Montpensier uns Liguisten machte, daß Herr von Guise vor Ablauf von acht Tagen in Paris seyn würde ..."

„Dieses Versprechen würde zu Wasser werden."

„Du hast es gesagt, mein Meister," versetzte Chicot, indem er es sich so bequem als möglich machte. „Nun, wie findest Du diesen Rath, Heinrich?"

„Ich halte ihn für gut ... jedoch ..."

„Was jedoch?"

„Während diese beiden Herren da unten im Norden, Einer durch den Andern, beschäftiget seyn werden ..."

„Ah! ja, der Süden, nicht wahr? Du hast Recht, Heinrich, der Süden ist's, aus dem die Stürme kommen."

„Wird nicht inzwischen meine dritte Geißel sich in Bewegung setzen? Du weißt, was der Bearner thut."

„Nein, der Teufel soll mich holen!"

„Er fordert zurück."

„Was?"

„Die Städte, welche das Heirathgut seiner Frau bilden ..."

„Pah! seht Ihr den Unverschämten, dem die Ehre nicht genügt, mit dem Hause Frankreich verschwägert zu seyn, und der sich erlaubt, das zurückzufordern, was ihm gehört."

„Cahors, zum Beispiel, wie wenn es eine gute Politik wäre, eine solche Stadt einem Feinde zu überlassen."

„Nein, wahrhaftig, es wäre keine gute Politik, aber, zum Beispiele, eines ehrlichen Mannes würdig."

„Herr Chicot.“

„Nehmen wir an, ich habe nichts gesagt; Du weißt, daß ich mich nicht in Deine Familienangelegenheiten mische.“

„Doch dieß beunruhigt mich nicht; ich habe meine Idee.“

„Gut.“

„Kommen wir also auf das Dringendste zurück.“

„Auf Flandern.“

„Ich werde also Jemand nach Flandern zu meinem Bruder senden; aber wen werde ich senden, wem kann ich, mein Gott! eine Mission von solcher Wichtigkeit anvertrauen?“

„Freilich . . .“

„Ah! es fällt mir ein.“

„Mir auch.“

„Geh Du hin, Chicot.“

„Ich soll nach Flandern gehen, ich?“

„Warum nicht?“

„Ein Todter soll nach Flandern gehen? Wo denkst Du hin!“

„Weil Du nicht mehr Chicot, weil Du Robert Briquet bist.“

„Gut; ein Bürger, ein Liguist, ein Freund des Herrn von Guise, soll die Funktionen eines Gesandten bei dem Herrn Herzoge von Anjou verrichten.“

„Du schlägst es also ab?“

„Pardieu!“

„Du bist mir also ungehorsam?“

„Ich soll Dir ungehorsam seyn! — Bin ich Dir Gehorsam schuldig?“

„Du bist mir keinen Gehorsam schuldig, Unglücklicher?"

„Hast Du mir jemals etwas gegeben, das mich Dir verpflichtet? Das Wenige, was ich besitze, erhielt ich durch Erbschaft. Ich bin arm und unbedeutend. Ernenne mich zum Herzoge und Pair, erhebe mein Landgut de la Chicoterie zu einem Marquisat. Steuere mich mit fünfmalhunderttausend Thalern aus, und dann wollen wir von Gesandtschaft sprechen."

Heinrich wollte antworten, und einen von jenen guten Gründen suchen, wie deren immer die Könige finden, wenn man ihnen solche Vorwürfe macht, als man den massiven Thürvorhang von Sammet auf seiner Stange schnarren hörte.

„Der Herr Herzog von Joyeuse!" sagte die Stimme des Thürstehers.

„Ei, **ventre de biche!** da hast Du ihn!" rief Chicot aus. „Finde mir einen besseren Gesandten, um Dich zu repräsentiren, als ihn Herr Anna vorstellen wird, ich fordere Dich dazu heraus!"

„Im Grunde," murmelte Heinrich, „weil dieser Teufelsmensch entschieden einen besseren Rath zu ertheilen, als jemals einer von meinen Ministern es vermochte."

„Ah! Du stimmest also bei?" fragte Chicot.

Und er vertiefte sich wieder in seinen Armstuhl, die Gestalt einer Kugel annehmend, so daß der geschickteste Seemann des Königreiches, gewöhnt, den kleinsten Punkt oberhalb der Linien des Horizontes zu erkennen, keine Hervorragung jenseits der Schnitzarbeiten des großen Armstuhles, in welchem er vergraben war, hätte bemerken können. Vergebens war Herr von Joyeuse Groß=

admiral von Frankreich; er sah eben so wenig, als ein Anderer. Der König stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen jungen Günstling erblickte, und reichte ihm die Hand. „Setze Dich, Joyeuse, mein Kind," sagte er zu ihm. „Mein Gott, wie spät Du kommst!"

„Sire," antwortete Joyeuse, „Eure Majestät ist sehr gütig, es zu bemerken."

Und der Herzog, der Erhöhung des Bettes sich nähernd, setzte sich auf die lilienverzierten Polster, welche zu diesem Zwecke auf die Stufen dieser Erhöhung hingelegt waren.

Zweites Kapitel.

Von der Schwierigkeit, auf die ein König stoßt, gute Gesandten zu finden.

Chicot lag noch immer unsichtbar in seinem Armstuhle, Joyeuse halb auf den Polstern, Heinrich gemächlich in sein Bett gewickelt; das Gespräch begann.

„Nun denn, Joyeuse," fragte Heinrich, „seyd Ihr wacker in der Stadt herumgestrichen?"

„Ja wohl, Sire, sehr wacker, ich danke," antwortete der Herzog nachlässig.

„Wie schnell Ihr doch auf dem Grèveplatze verschwandet!"

„Höret, Sire, offenherzig zu sprechen, es war nicht sehr ergötzlich, und zudem seh' ich die Menschen nicht gerne leiden."

„Mitleidiges Herz!“

„Nein — selbstsüchtiges Herz . . . das Leiden eines Andern greift meine Nerven an.“

„Du weißt, was geschah?“

„Wo, Sire?“

„Auf dem Grèveplatze.“

„Meiner Treue, nein.“

„Salcède hat geläugnet.“

„Ah!“

„Ihr nehmt dieß sehr gleichgültig, Joyeuse.“

„Ich gestehe Euch, Sire, daß ich keine große Wichtigkeit auf das legte, was er sagen konnte; übrigens wußte ich gewiß, daß er läugnen würde.“

„Aber er hatte ja eingestanden.“

„Ein Grund mehr dazu. Die ersten Geständnisse veranlaßten die Guisen, auf der Hut zu seyn; sie arbeiteten, während Eure Majestät ruhig blieb: sie waren dazu gezwungen.“

„Wie, Du siehst solche Dinge voraus, und sagst sie mir nicht?“

„Bin ich Minister, um von Politik zu sprechen?“

„Lassen wir dieß, Joyeuse.“

„Sire.“

„Ich könnte Deinen Bruder brauchen.“

„Sire, mein Bruder steht Eurer Majestät ganz zu Diensten, wie ich.“

„Ich kann also auf ihn zählen?“

„Ohne Zweifel.“

„Wohlan, ich will ihm eine kleine Mission übertragen.“

„Außerhalb Paris?“

„Ja."

„In diesem Falle ist's unmöglich, Sire."

„Warum?"

„Du Bouchage kann in diesem Momente Paris nicht verlassen."

Heinrich stützte sich auf seinen Elbogen, und schaute Joyeuse mit großen Augen an. „Was will dieß sagen?" fragte er.

Joyeuse ertrug den forschenden Blick des Königs mit der größten Heiterkeit. „Sire," antwortete er, „es giebt nichts auf der Welt, was leichter zu begreifen wäre. Du Bouchage ist verliebt; nur hatte er seine Liebesunterhandlungen schlecht eingeleitet; er schlug einen falschen Weg ein, so daß der arme Junge abmagerte."

„In der That," versetzte der König, „ich bemerkte es."

„Er wurde düster, düster, mordieu! als hätte er am Hofe Eurer Majestät gelebt."

„Ein gewisses Nörgeln, das aus der Kaminecke kam, unterbrach Joyeuse, der ganz erstaunt um sich schaute.

„Gieb nicht darauf Acht, Anna," sagte Heinrich lachend, „es ist irgend ein Hund, der auf einem Armstuhle träumt. Du sagtest also, mein Freund, daß der arme Du Bouchage traurig wurde."

„Ja, Sire, traurig, wie der Tod; es scheint, daß er irgendwo eine Frau von finsterer Gemüthsart traf; ein solcher Fund ist schrecklich. Man erreicht jedoch bei Frauen von dieser Art von Charakter eben so gut seine Absicht, wie bei den heiteren Frauen; es kommt nur darauf an, zu wissen, wie man sich dabei zu benehmen habe."

„Ah! Du wärest nicht verlegen gewesen, Lüstling!“

„Gut! Da heißt Ihr mich jetzt einen Lüstling, weil ich die Frauen liebe.“

Heinrich seufzte. „Du sagst also, daß diese Frau eine finstere Gemüthsart habe.“

„Du Bouchage behauptet es wenigstens; ich kenne sie nicht.“

„Und ungeachtet dieser Traurigkeit wolltest Du Deine Absicht erreichen?“

„Parbleu! es handelt sich nur darum, durch Contraste zu wirken; ernste Schwierigkeiten kenne ich nur bei Frauen, deren Temperament den Mittelweg einhält; diese verlangen von Seiten des Belagernden eine Mischung von Anmuth und Strenge, deren Vereinigung nur wenigen Personen gelingt. Du Bouchage ist an eine düstere Frau gerathen, und hat eine düstere Liebe.

„Der arme Junge!“ äußerte der König.

„Ihr begreifet, Sire,“ fuhr Joyeuse fort, „daß ich, kaum von ihm zu seinem Vertrauten gewählt, mich damit beschäftigte, ihn zu heilen.“

„So daß . . .“

„So daß zur Zeit die Cur beginnt.“

„Ist er bereits weniger verliebt?“

„Nein, Sire; aber er hat Hoffnung, daß die Frau verliebter wird, was eine angenehmere Art ist, die Leute zu heilen, als ihnen ihre Liebe zu nehmen; von heute Abend an wird er also, anstatt nach dem Einklange der Dame zu seufzen, sie durch alle möglichen Mittel aufheitern; heute Abend zum Beispiel, sende ich seiner Geliebten etwa dreißig italienische Musiker,

die unter ihrem Balkone einen Mordlärm machen werden."

„Pfui," sagte der König, „das ist gemein."

„Wie, das ist gemein? Dreißig Musiker, die auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben?"

„Ah! meiner Treue, was Teufels, wenn man mich, als ich in Frau von Condé verliebt war, mit Musik zerstreut hätte!"

„Ja, aber Ihr waret verliebt, Sire."

„Wie ein Narr," antwortete der König.

Ein neues Nörgeln ließ sich vernehmen, das sehr einem spöttischen Kichern glich.

„Ihr sehet wohl, daß dieß etwas ganz Anderes ist, Sire," sagte Joyeuse, indem er vergebens zu gewahren suchte, woher diese sonderbare Unterbrechung kam. „Die Dame dagegen ist gleichgültig, wie eine Bildsäule, und kalt, wie eine Eisscholle."

„Und Du glaubst, daß die Musik die Eisscholle schmelzen, die Bildsäule beleben wird?"

„Gewiß glaub' ich es."

Der König schüttelte den Kopf.

„Ei, ich sage nicht," fuhr Joyeuse fort, „daß auf den ersten Bogenstrich die Dame in die Arme von Du Bouchage stürzen werde; aber sie wird überrascht seyn, daß man ihr zu Ehren so viel Lärm macht; nach und nach wird sie sich an die Concerte gewöhnen, und gewöhnt sie sich nicht daran, wohlan! so bleiben uns noch die Comödie, die Gaukler, die Zaubermittel, die Poesie, die Pferde, kurz alle Thorheiten der Welt, so daß, wenn auch nicht die Lustigkeit zu dieser schönen

Trostlosen wieder zurückkehrt, sie wenigstens zu Du Bouchage wieder zurückkehren muß."

„Ich wünsche es ihm," erwiederte Heinrich; „doch lassen wir Du Bouchage aus dem Spiele, weil es ihm so hinderlich wäre, Paris in diesem Momente zu verlassen; ich finde es nicht unerläßlich, daß er diese Mission vollziehe; aber ich hoffe, daß Du, der Du so gute Rathschläge ertheilest, Dich nicht, wie er, zum Sclaven irgend einer schönen Liebschaft gemacht hast."

„Ich war in meinem Leben nie so vollkommen frei," rief Joyeuse aus.

„Das ist vortrefflich; Du hast also nichts zu thun?"

„Durchaus nichts, Sire."

„Ich glaubte doch, Du habest ein Verhältniß mit einer schönen Dame."

„Ah! ja, die Geliebte des Herrn von Mayenne; eine Frau, die mich anbetete."

„Wohlan?"

„Wohlan, stellet Euch vor, heute Abend verlasse ich Du Bouchage nach der Lektion, die ich ihm gab, um zu ihr zu gehen; ich komme zu ihr, den Kopf von den Theorien erhitzt, die ich kurz zuvor entwickelte; ich schwöre Euch, Sire, daß ich mich fast für eben so verliebt hielt, wie Heinrich; ich finde eine zitternde, bestürzte Frau; mein erster Gedanke ist, daß ich Jemand störe; ich versuche, ihn zu beruhigen, vergebens; ich frage sie, sie antwortet nicht; ich will sie küssen, sie wendet den Kopf ab, und da ich die Stirne runzele, wird sie böse, steht auf, wir zanken, und sie erklärt, daß sie nie mehr zu Hause seyn werde, wenn ich erscheine."

„Armer Joyeuse!“ sagte der König lachend, „und was hast Du gethan?“

„Pardieu, Sire, ich nahm mein Schwert und meinen Mantel, verbeugte mich zierlich, und ging fort, ohne umzuschauen.“

„Bravo, Joyeuse! das ist muthig!“ äußerte der König.

„Um so muthiger, Sire, als es mir dünkte, das arme Mädchen seufzen zu hören.“

„Wirst Du Deine Standhaftigkeit nicht bereuen?“ fragte Heinrich.

„Nein, Sire, wenn ich einen Augenblick Reue fühlte, würde ich gar schnell hineilen; Ihr begreifet; aber nichts bringt mich von dem Gedanken ab, daß die arme Frau wider ihren Willen mich verläßt.“

„Und dennoch bist Du fortgegangen?“

„Wie Ihr sehet.“

„Und Du wirst nicht wieder hingehen?“

„Niemals... hätte ich den Bauch des Herrn von Mayenne, dann wollte ich's nicht in Abrede stellen; aber ich bin dünn, ich habe das Recht, stolz zu seyn.“

„Mein Freund,“ sagte Heinrich ernsthaft, „dieser Bruch ist für Dein Seelenheil ein wahres Glück.“

„Wohl möglich, Sire; aber inzwischen werde ich mich acht Tage lang entsetzlich langweilen, da ich nichts mehr zu thun habe, nicht weiß, was ich anfangen soll; daher bin ich auf köstliche Trägheitsgedanken gerathen; es ist ergötzlich, sich zu langweilen, wahrhaftig, ich war's nicht gewohnt, und finde dieß vortrefflich.“

„Ich glaub's wohl, daß dieß ausgezeichnet ist," erwiederte der König; — „ich hab's in die Mode gebracht."

„Höret nun meinen Plan, Sire; ich machte ihn auf dem Heimwege vom Vorplatze Notre-Dame in das Louvre. Ich werde mich täglich in der Sänfte hierher begeben; Eure Majestät wird ihre Gebete verrichten, ich werde alchymistische Bücher lesen, oder Bücher vom Seewesen, was noch besser seyn wird, da ich ein Seemann bin. Ich werde kleine Hunde haben, und sie mit den Eurigen, oder vielmehr mit kleinen Katzen spielen lassen, was noch lieblicher ist; nachher werden wir Crème speisen, und Herr von Epernon uns Mährchen erzählen. Auch ich will fett werden; ist die traurige Frau des Du Bouchage eine lustige geworden, dann suchen wir eine andere, eine lustige, die traurig werden soll; dieß wird uns Abwechslung verschaffen; aber all das, ohne uns zu rühren, Sire, wahrhaftig, nur sitzend fühlt man sich behaglich, und liegend sehr gut. O! die guten Polster, Sire: man sieht wohl, daß die Tapezirer Eurer Majestät für einen König arbeiten, der sich langweilt."

„Pfui doch, Anna," äußerte der König.

„Was . . . pfui doch?"

„Ein Mann von Deinem Alter und Deinem Range will träge und fett werden; die häßlichen Gedanken!"

„Ich finde es nicht, Sire."

„Ich werde Dich mit etwas beschäftigen."

„Wenn es langweilig ist, bin ich wohl dazu bereit."

Ein drittes Nörgeln ließ sich hören; man hätte

meinen mögen, daß der Hund über die so eben von Joyeuse gesprochenen Worte sich äußere.

„Das ist ein sehr intelligenter Hund," sagte Heinrich, „er erräth, was ich Dir zu thun geben will."

„Was wollet Ihr mir zu thun geben, Sire? Laßt doch ein wenig hören."

„Du wirst Dich reisefertig machen."

Joyeuse machte eine Bewegung des Schreckens. — „O! nein, verlangt dieß nicht von mir, Sire; dieß widerstreitet allen meinen Ideen."

„Du wirst zu Pferd steigen."

Joyeuse machte einen Satz. „Zu Pferd! nein, ich steige nur mehr in die Sänfte. Hat denn Eure Majestät nicht gehört?"

„Nun, Joyeuse, weg mit dem Scherz, Du hörest: Du wirst Dich reisefertig machen, und zu Pferd steigen."

„Nein, Sire," erwiederte der Herzog mit dem größten Ernste, „das ist unmöglich."

„Und warum unmöglich?" fragte Heinrich zornig.

„Weil . . . weil ich . . . Admiral bin."

„Nun denn?"

„Und die Admirale nicht reiten."

„Ah! ist's so!" sagte Heinrich.

Joyeuse antwortete mit einem Kopfnicken, wie es die Kinder machen, wenn sie halsstarrig genug sind, nicht zu gehorchen, schüchtern genug, nicht zu antworten.

„Wohlan, meinetwegen, Herr Admiral von Frankreich, Ihr werdet nicht reiten, Ihr habt Recht, das Reiten liegt nicht im Berufe eines Seemannes; aber

der Beruf eines Seemannes ist, zu Schiff zu gehen; Ihr werdet alsogleich eine Wasserfahrt nach Rouen machen, dort Euer Admiralschiff finden, unverzüglich an Bord desselben gehen, und nach Antwerpen segeln."

„Nach Antwerpen!" rief Joyeuse eben so verzweiflungsvoll aus, wie wenn er den Befehl erhalten hätte, nach Canton oder Valparaiso zu reisen.

„Ich glaube es gesagt zu haben," erwiederte der König mit einem eisigen Tone, der sein Recht als Chef und seinen Willen als Souverain unwidersprechlich feststellte, „ich glaube es gesagt zu haben, und will es nicht wiederholen."

Joyeuse häckelte, ohne den mindesten Widerstand zu zeigen, seinen Mantel zu, hängte sein Schwert wieder über seine Schulter, und nahm auf einem Armstuhle seine Faltenmütze von Sammet.

„Was für Mühe, um Gehorsam zu finden, vertudieu!" fuhr Heinrich zu brummen fort; „wenn ich bisweilen vergesse, daß ich der Gebieter bin, sollte Jedermann, außer mir, sich wenigstens daran erinnern."

Joyeuse, stumm und eisig, verbeugte sich, und legte ordonnanzmäßig eine Hand an den Griff seines Schwertes. „Die Befehle, Sire," sagte er mit einer Stimme, die durch ihren unterwürfigen Ton den Willen des Monarchen augenblicklich in schmelzendes Wachs verwandelte.

„Du wirst Dich nach Rouen verfügen," sagte er zu ihm, „und ich wünsche, daß Du Dich dort einschiffest, wofern es Dir nicht lieber ist, zu Land nach Brüssel

zu gehen." Heinrich erwartete eine Aeußerung von Joyeuse; dieser begnügte sich mit einer Verbeugung.

„Ist Dir der Landweg lieber?" fragte Heinrich.

„Mir ist Alles gleich, wenn es sich um den Vollzug eines Befehles handelt," antwortete Joyeuse.

„Ja doch, schmolle, ja, schmolle, abscheulicher Charakter," rief Heinrich aus. „Ah! die Könige haben keine Freunde!

„Wer Befehle ertheilt, darf nur erwarten, Diener zu finden," bemerkte Joyeuse feierlich.

„Mein Herr," versetzte der König gekränkt, „Ihr werdet also nach Rouen gehen, Eure Galeere besteigen, die Garnisonen von Caudebec, Harfleur und Dieppe zusammenziehen, die ich ablösen lasse, sie auf sechs Schiffe vertheilen, und diese meinem Bruder zur Verfügung stellen, der den Beistand erwartet, den ich ihm versprach."

„Meinen Auftrag, gefälligst, Sire," sagte Joyeuse.

„Seit wann," erwiederte der König, „handelt Ihr nicht mehr kraft Eurer Admiralsbefugnisse?"

„Ich habe nur das Recht, zu gehorchen, und vermeide, so sehr ich es kann, jede Verantwortlichkeit, Sire."

„Gut, Herr Herzog, Ihr werdet den Auftrag in Eurem Hôtel, im Augenblicke der Abreise erhalten."

„Und wann wird dieser Moment eintreten, Sire?"

„In einer Stunde."

Joyeuse verbeugte sich ehrerbietig, und schritt der Thüre zu. Das Herz des Königs war nahe daran, zu brechen. „Wie," sagte er, „nicht einmal die Höflichkeit eines Lebewohls! Herr Admiral, Sie sind nicht gar

artig, dieß ist der Vorwurf, den man im Allgemeinen den Herren Seemännern macht. Nun, vielleicht werde ich mit meinem General-Oberst der Infanterie zufriedener seyn."

„Verzeihet mir gnädigst, Sire," stammelte Joyeuse, „aber ich bin ein noch schlechterer Höfling, als schlechter Seemann, und ich begreife, daß Eure Majestät das bedauert, was sie für mich gethan hat."

Und er entfernte sich, die Thüre heftig hinter dem Vorhange schließend, der sich, vom Winde geschwellt, aufblähte.

„Da sieht man es, wie mich jene lieben, für die ich so viel gethan habe!" rief der König aus; „ah! Joyeuse! undankbarer Joyeuse!"

„Wohlan, wirst Du ihn nicht zurückrufen?" fragte Chicot, dem Bette sich nähernd. „Wie, weil Du zufällig ein wenig Willen hast, bereuest Du es schon!"

„Höre doch," entgegnete der König, „Du bist charmant; glaubst Du, es sey angenehm, im Monate Oktober Regen und Wind auf dem Meere auszustehen? Ich möchte wohl Dich dort sehen, Egoist!"

„Es steht Dir frei, großer König, es steht Dir frei."

„Dich über Stock und Stein wandern zu sehen."

„Ueber Stock und Stein; das Reisen ist in diesem Momente mein lebhaftester Wunsch."

„Du würdest also annehmen, wenn ich Dich irgendwohin senden würde, wie ich so eben Joyeuse fortsendete?"

„Ich würde nicht nur annehmen, sondern ich bitte, ich flehe darum."

„Um eine Mission?"

„Um eine Mission."

„Du gingest nach Navarra?"

„Ich ginge zum Teufel, großer König!"

„Scherzest Du, Spaßvogel?"

„Sire, ich war schon während meines Lebens nicht allzu lustig, und schwöre Euch, daß ich seit meinem Tode noch weit trauriger bin."

„Aber Du weigertest Dich eben erst, Paris zu verlassen."

„Mein gnädigster Souverain, ich hatte Unrecht, sehr groß Unrecht, und bereue es."

„So daß Du jetzt wünschest, Paris zu verlassen?"

„Auf der Stelle, erlauchter König, alsogleich, großer Monarch."

„Ich kenne mich nicht mehr aus," sagte Heinrich.

„Du hast also die Worte des großen Admirals von Frankreich nicht gehört?"

„Welche?"

„Jene, womit er Dir seinen Bruch mit der Geliebten des Herrn von Mayenne erzählte."

„Ja, wohlan, was weiter?"

„Wenn diese Frau, in einen charmanten Jüngling verliebt, wie der Herzog, denn Joyeuse ist charmant..."

„Ohne Zweifel."

„Wenn diese Frau ihn seufzend entläßt, so hat dieß einen Grund."

„Wahrscheinlich, sonst würde sie ihn nicht entlassen."

„Nun denn, weißt Du diesen Grund?"

„Nein."

„Du erräthst ihn nicht?"

„Nein.“

„Weil Herr von Mayenne zurückkommen wird.“

„O! O!“ sagte der König.

„Du begreifst endlich ... ich wünsche Dir Glück dazu.“

„Ja, ich begreife; aber . . .“

„Aber?“

„Ich finde Deinen Grund nicht sehr stark.“

„Laß die Deinigen hören, Heinrich; ich wünsche es nicht besser, als sie vortrefflich zu finden; laß sie hören.“

„Warum sollte diese Frau nicht mit Mayenne brechen, anstatt Joyeuse fortzuschicken? Glaubst, daß Joyeuse ihr nicht dankbar genug wäre, um Herrn von Mayenne auf die Duellwiese zu führen, und ihm seinen dicken Bauch zu durchlöchern; unser Joyeuse handhabt das Schwert vortrefflich.“

„Sehr gut; aber Herr von Mayenne handhabt den tückischen Dolch, wenn Joyeuse das Schwert vortrefflich handhabt. Erinnere Dich an Saint-Megrin.“

Heinrich seufzte, und schlug die Augen zum Himmel empor.

„Die wirklich verliebte Frau will nicht, daß man ihren Geliebten tödte; es ist ihr lieber, ihn zu verlassen, Zeit zu gewinnen, und vor Allem sieht sie darauf, nicht selbst getödtet zu werden. In diesem lieben Hause Guise ist man teuflisch brutal.“

„Ah! Du kannst Recht haben.“

„Das ist ein wahres Glück.“

„Ja, und ich beginne zu glauben, daß Mayenne wieder kommen wird; aber Du, Chicot, bist keine furchtsame oder verliebte Frau?“

„Ich bin ein vorsichtiger Mann, Heinrich, ein Mann, der eine offene Rechnung mit Herrn von Mayenne hat, eine eingegangene Partie; wenn er mich findet, wird er wieder anfangen wollen; er ist ein furchtbarer Spieler, dieser gute Herr von Mayenne."

„Nun denn?"

„Nun denn, er wird so gut spielen, daß ich irgend einen Dolchstich erhalten werde."

„Pah! ich kenne meinen Chicot, er empfängt nicht, ohne zurückzugeben."

„Du hast Recht, ich werde ihm zehn Stiche zurückgeben, an denen er umkommen wird."

„Desto besser, dann ist die Partie aus."

„Desto schlimmer, morbleu! im Gegentheile, desto schlimmer; die Familie wird einen gräßlichen Lärm schlagen, die ganze Ligue Dir auf den Hals kommen, und eines schönen Morgens wirst Du zu mir sagen: Chicot, mein Freund, entschuldige mich, aber ich bin gezwungen, Dich rädern zu lassen."

„Ich werde dieß sagen?"

„Du wirst dieß sagen, und, was noch schlimmer ist, es sogar thun, großer König. Es ist mir also lieber, wenn es eine andere Wendung nimmt, verstehst Du? So wie ich bin, geht's mir nicht übel, und ich habe Lust, so zu bleiben. Siehst Du, alle diese arithmetischen Progressionen, auf den Groll angewendet, scheinen mir gefährlich; ich werde sohin nach Navarra gehen, wenn Du so gut seyn willst, mich hinzuschicken."

„Gewiß will ich es."

„Ich erwarte Deine Befehle, gnädigster Fürst." Und

Chicot nahm die nämliche Stellung, wie Joyeuse, und wartete.

„Aber Du weißt nicht," äußerte der König, „ob die Mission Dir zusagen wird."

„Von dem Momente an, da ich Dich darum ersuche."

„Ich meine nur, Chicot," erwiederte Heinrich, „denn, siehst Du, ich habe einige Uneinigkeitsprojekte zwischen Margot und ihrem Gemahle."

„Theile, um zu herrschen," sagte Chicot; „schon vor hundert Jahren war dieß das politische A B C."

„Du hast also keinen Widerwillen?"

„Hab' ich mich darum zu bekümmern?" antwortete Chicot; „Du wirst thun, was Du willst, großer Fürst. Ich bin Gesandter, weiter nichts; Du brauchst mir keine Rechenschaft zu geben, und wofern ich unverletzlich bin... O! darauf halt ich', Du begreifst."

„Du mußt aber auch wissen, was Du zu meinem Schwager zu sagen hast."

„Ich soll etwas sagen! Nein, nein, nein!"

„Wie so! nein, nein, nein?"

„Ich werde hingehen, wohin Du willst, aber gar nichts sprechen. Es giebt hierüber ein Sprichwort: Zu viel kratzen *) . . ."

„Du verweigerst also?"

„Ich verweigere das Sprechen, aber ich nehme den Brief an. Wer das Wort führt, hat immer einige Verantwortlichkeit; wer einen Brief überreicht, wird nur von zweiter Hand gedrückt."

*) Trop gratter cuit = Zu viel kratzen schmerzt; (zu viel sprechen schadet.) D. Ü.

„Wohlan, meinetwegen, ich werde Dir einen Brief geben; das paßt in meine Politik."

„Sieh doch, wie sich dieß macht; — gieb her."

„Wie drückst Du Dich aus?"

„Ich sage, gieb her." Und Chicot streckte die Hand aus.

„Ah! bilde Dir nicht ein, daß ein solcher Brief gleich auf der Stelle geschrieben werden kann. Er muß studirt, überlegt, erwogen seyn."

„Nun denn, erwäge, überleg, studire. Ich werde morgen mit Tagesanbruch wieder kommen, oder ihn abholen lassen."

„Warum wirst Du nicht hier übernachten?"

„Hier?"

„Ja, in Deinem Armstuhle."

„Alle Wetter, damit ist's aus. Ich werde nicht mehr im Louvre übernachten. Wenn man ein Fantom in einem Armstuhle schlafen sähe, welche Abgeschmacktheit!"

„Aber ich will denn doch," rief der König aus, „daß Du meine Absichten hinsichtlich Margot's und ihres Gemahles kennest. Du bist ein Gascognier, mein Brief wird Aufsehen am Hofe von Navarra machen. Man wird Dich fragen; Du mußt antworten können. Was Teufels, Du repräsentirst mich; ich will nicht, daß Du wie ein Dummkopf aussiehst."

„Mein Gott!" versetzte Chicot, die Achseln zuckend, „was hast Du doch für einen schwachen Verstand, großer König! Wie, Du bildest Dir ein, daß ich einen Brief zweihundertundfünfzig Meilen weit tragen werde, ohne zu wissen, was darin steht! So sey doch unbesorgt, ventre de biche! an der ersten Straßenecke, un-

ter dem ersten Baume, wo ich still halte, werde ich Deinen Brief erbrechen Wie, Du sendest seit zehn Jahren Gesandte in alle Theile der Welt, und kennest sie nicht besser, als so! Nun, laß Leib und Seele ruhen, ich kehre in meine Einöde zurück."

„Wo ist Deine Einöde?"

„Auf dem Kirchhofe des Grands-Innocens, großer Fürst."

Heinrich schaute Chicot mit jenem Erstaunen an, das er seit den zwei Stunden, seit denen er ihn wieder sah, noch nicht aus seinem Blicke entfernen konnte.

„Du warst auf all das nicht gefaßt, nicht wahr?" sagte Chicot, indem er seinen Hut und seinen Mantel nahm. „So geht's jedoch, wenn man Verbindungen mit Leuten aus der andern Welt hat. Es bleibt dabei: auf morgen; ich oder mein Bote."

„Meinetwegen; aber Dein Bote muß auch ein Losungswort haben, damit man weiß, daß er in Deinem Namen komme, und damit ihm die Thüren geöffnet werden."

„Vortrefflich! Wenn ich es bin, so komme ich in meinem Namen, und ist's mein Bote, so kommt er aus Auftrag des Schattens."

Und mit diesen Worten verschwand er so leicht, daß der abergläubische Geist Heinrich's zweifelte, ob es wirklich ein Leib, oder ein Schatten war, der durch diese Thüre fortging, ohne daß sie knarrte, und unter diesem Thürvorhange, ohne eine Falte desselben in Bewegung zu setzen.

Drittes Kapitel.

Wie und aus welcher Ursache Chicot todt war.

Möge Chicot als ein wirklicher Leib jenen von unsern Lesern nicht mißfallen, die etwa dem Wunderbaren hinreichend zugethan wären, um zu glauben, daß wir die Kühnheit hatten, einen Schatten in diese Geschichte einzuführen. Chicot war also fortgegangen, nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, unter der Form des Scherzes alle Wahrheiten gesagt hatte, die er ihm sagen wollte. Man höre, was geschehen war:

Nach dem Tode der Freunde des Königs, seit den durch die Guisen veranlaßten Unruhen und Verschwörungen, hatte Chicot überlegt. Muthig, wie man weiß, und unbekümmert, legte er doch den größten Werth auf das Leben, das ihn ergötzte, wie es allen auserlesenen Männern begegnet. Es langweilen sich wohl nur die Dummen auf dieser Welt, und suchen Zerstreuung in der andern. Das Resultat dieser von uns bezeichneten Ueberlegung war, daß ihm die Rache des Herrn von Mayenne furchtbarer schien, als die Protektion des Königs wirksam, und er dachte sich mit jener praktischen Philosophie, die ihn auszeichnete, daß nichts auf dieser Welt das materiell Geschehene ungeschehen macht, sohin alle Hellebarden und Gerichtshöfe Frankreichs, eine gewisse, wenn auch noch so wenig sichtbare, vom Dolche des Herrn von Mayenne in Chicot's Wams gemachte Oeffnung, ausflicken würden. Er hatte also seinen Entschluß als ein zu dem der Spaßmacherrolle,

die er in jeder Minute so gerne in eine ernste Rolle zu verwandeln wünschte, und der königlichen Vertraulichkeiten überdrüßiger Mann gefaßt, die ihn unter diesen Zeitumständen geraden Weges in's Verderben führten. Chicot hatte demnach damit begonnen, zwischen dem Schwerte des Herrn von Mayenne und der Haut Chicot's, den möglichst größten Abstand zu bewirken. Zu diesem Zwecke war er in der dreifachen Absicht nach Beaum, gereiset, Paris zu verlassen, seinen Freund Gorenflot zu umarmen, und von jenem famosen Weine von 1550 zu kosten, dessen eine so begeisterte Erwähnung in jenem merkwürdigen Briefe geschieht, der unsere Erzählung von der Dame von Monsoreau schließt.

In der That war der Trost wirksam; nach Verlauf von zwei Monaten bemerkte Chicot, daß er zusehend fett wurde, und dieß vortrefflich dazu beitragen dürfte, ihn unkenntlich zu machen; allein er bemerkte auch, daß er, fett werdend, eine größere Aehnlichkeit mit Gorenflot gewann, als es für einen Mann von Geist schicklich war. Der Geist trug also den Sieg über die Materie davon. Nachdem Chicot einige hundert Flaschen von jenem famosen Weine von 1550 ausgestochen, und die zweiundzwanzig Bände, aus denen die Bibliothek der Priorei bestand, verschlungen hatte, in welchen der Prior den lateinischen Grundsatz gelesen: **bonum vinum laetificiat cor hominis,** *) fühlte Chicot ein großes Gewicht in seinem Magen, und eine große Leere

*) „Guter Wein erfreut das Herz des Menschen."
D. Ueb.

in seinem Kopfe. „Ich möchte wohl ein Mönch werden,“ dachte er; „aber bei Gorenflot wäre ich zu sehr der Herr, und in einer andern Abtei würde ich es nicht genug seyn. Gewiß, die Kutte würde mich für immer den Augen des Herrn von Mayenne unkenntlich machen; allein, bei allen Teufeln! es giebt andere Mittel, als die gemeinen Mittel: suchen wir sie. Ich las in einem andern Buche, das freilich nicht in Gorenflot's Bibliothek ist: Quaere et invenies. *)

Chicot suchte also, und man höre, was er fand. Er machte Gorenflot zu seinem Vertrauten, und bat ihn, an den König zu schreiben, was er ihm dictiren würde. Freilich schrieb Gorenflot mühsam, aber er schrieb denn doch, daß Chicot in die Priorei sich zurückgezogen, daß der Gram, zur Trennung von seinem Gebieter sich gezwungen zu sehen, als dieser mit Herrn von Mayenne sich wieder aussöhnte, seine Gesundheit angegriffen, er durch die Zerstreuung dagegen zu kämpfen versucht, der Schmerz jedoch die Oberhand gewonnen, und er zuletzt unterlegen habe. Chicot selbst hatte ebenfalls einen Brief an den König geschrieben. Dieser vom Jahre 1580 datirte Brief, war in fünf Paragraphen abgetheilt. Jeder von diesen Paragraphen schien an einem andern Tage, und je nach den von der Krankheit gemachten Fortschritten geschrieben zu sein. Der erste Paragraph war mit ziemlich fester Hand geschrieben und unterzeichnet. Der zweite war mit sicherer, und die obgleich noch lesbare Unterschrift bereits mit einer sehr

*) „Suche, und du wirst finden.“ D. Ueb.

zitternden Hand geschrieben. Am Ende des dritten hatte er Chic... geschrieben, am Ende des vierten Ch...; endlich am Schluße des fünften ein C mit einem Klecks gemacht.

Dieser Klecks eines Sterbenden hatte auf den König den schmerzlichsten Eindruck hervorgebracht. Dieß erklärt, warum er Chicot für ein Fantom und für einen Schatten hielt. Wir würden hier gern Chicot's Brief einschalten, aber Chicot war, wie man heut zu Tage sagen würde, ein sehr excentrischer Mann, und da der Styl der Mensch ist, war vorzüglich sein Briefstyl so excentrisch, daß wir es nicht wagen, diesen Brief hier mitzutheilen, welche Wirkung wir auch davon erwarten dürften. Aber man wird ihn in den Memoiren von l'Etoile finden. Er ist, wie gesagt, vom Jahre 1580 datirt, — dem Jahre der großen Hahnreischaften, fügt Chicot bei.

Unten in diesem Briefe, und um das Interesse Heinrich's nicht erkalten zu lassen, setzte Gorenflot hinzu, daß ihm seit dem Tode seines Freundes die Priorei Beaune verhaßt geworden, und Paris ihm lieber sei. Besonders diese Nachschrift war's, welche Chicot nur mit großer Mühe aus Gorenflot's Fingerspitzen zog. Gorenflot befand sich vielmehr vortrefflich in Beaune, und Panurge auch. Er bemerkte Chicot kläglich, daß der Wein immer geschmiert ist, wenn man ihn nicht, an Ort und Stelle anwesend, auswählen kann. Aber Chicot versprach dem würdigen Prior, jährlich persönlich zu kommen, und seinen Vorrath an Romanée, Vol-

nay und Chambertin zu besorgen, und da in diesem und vielen andern Punkten, Gorenflot die Ueberlegenheit Chicot's anerkannte, gab er zuletzt den Bitten seines Freundes nach. Als Antwort auf Gorenflot's Brief und auf das letzte Lebewohl Chicot's, hatte der König eigenhändig geschrieben:

„Herr Prior!

„Ihr werdet dem armen Chicot eine gottselige und „poetische Grabstätte geben, den ich aus ganzer Seele „bedauere, denn er war nicht nur ein ergebener Freund, „sondern auch ein sehr guter Edelmann, obgleich er in „seiner Genealogie nicht über seinen Urgroßvater hinaus „sehen konnte. — Ihr werdet sie mit Blumen umge„ben, und so wählen, daß er in der Sonne ruht, die „er sehr liebte, da er aus dem Süden ist. — Was „Euch betrifft, dessen Traurigkeit ich um so mehr ehre, „als ich sie theile, so werdet Ihr, dem mir von Euch „ausgedrückten Wunsche gemäß, Eure Priorei Beaune „verlassen. — Ich brauche in Paris zu sehr ergebene „Männer und gute Geistliche, um Euch entfernt zu hal„ten. Folglich ernenne ich Euch zum Prior der Jako„biner; Euer Kloster steht bei dem Thore Saint-Antoine „in Paris, ein Stadttheil, welchen unser armer Freund „ganz besonders liebte.

„Euer wohlgewogener Heinrich, der Euch „bittet, seiner in Euren frommen Gebeten „nicht zu vergessen.“

Man urtheile, ob der Prior bei dem Anblicke einer solchen, ganz aus einer königlichen Hand hervorgegangenen Urschrift, die Augen weit aufsperrte, ob er die

Macht von Chicot's Genie bewunderte, und ob er sich beeilte, seinen Flug gegen die Ehren zu nehmen, die seiner harreten. Denn der Ehrgeiz hatte schon früher, wie man sich erinnert, einen seiner zähen Schößlinge in Gorenflot's Herzen getrieben — Gorenflot's, dessen Vorname immer Modestus gewesen war, und der, seitdem er Prior von Beaune wurde, Dom Modestus Gorenflot hieß.

Alles war nach den Wünschen des Königs und zugleich Chicot's geschehen. Ein Büschel Dornen, bestimmt, physisch und allegorisch die Leiche vorzustellen, war auf der Sonnenseite, mitten unter Blumen, unter einem schönen Weinstocke begraben worden; als Chicot einmal im Bildnisse todt und begraben war, hatte er Gorenflot bei seiner Uebersiedelung geholfen. Dom Modestus wurde also mit großem Gepränge in die Priorei der Jakobiner eingewiesen. Chicot hatte die Nacht gewählt, um unerkannt nach Paris zu kommen, wo er neben dem Thore Bussy ein kleines Haus für dreihundert Thaler kaufte; wollte er Gorenflot besuchen, so konnte er auf drei Wegen zu ihm kommen: auf jenem der Stadt, welcher der kürzeste, auf jenem an den Gestaden des Wassers, welcher der poetischeste, endlich auf jenem die Mauern von Paris entlang, welcher der sicherste war. Aber Chicot, als ein Träumer, wählte immer jenen der Seine, und da zu jener Zeit der Fluß noch nicht in steinerne Wände eingerahmt war, leckte das Wasser, wie der Dichter sagt, seine breiten Ufer, längs welchen die Bewohner der Stadt oft die lange

Silhouette Chicot's bei schönem Mondlichte sich abzeichnen sehen konnten.

Nach der Einweisung und Aenderung des Namens, beschäftigte sich Chicot mit der Aenderung des Gesichtes; er gab sich den Namen Robert Briquet, wie wir bereits sagten, und ging leicht vorwärts gebeugt; ferner hatte ihn die Besorgniß, und der aufeinanderfolgende Verlauf von fünf oder sechs Jahren beinahe kahl gemacht, so daß sein ehemaliges Hauptthaar, kraus und schwarz, wie das Meer bei der Ebbe, von seiner Stirne gegen den Nacken sich zurückgezogen hatte. Außerdem hatte er sich, wie gesagt, in der den antiken Mimen werthen Kunst geübt, die darin bestand, durch geschickte Zusammenziehungen das natürliche Spiel der Muskeln, und das gewöhnliche Spiel der Physiognomie zu ändern. Aus diesem beharrlichen Studium erfolgte, daß Chicot, am hellen Tage gesehen, wenn er sich die Mühe dazu geben wollte, ein wirklicher Robert Briquet war, das heißt: ein Mann, dessen Mund von einem Ohre zum andern reichte, dessen Kinn die Nase berührte, und dessen Augen zum Erschrecken schielten, Alles ohne Grimassen, aber nicht ohne Reiz für die Liebhaber der Veränderung, da sein zuvor feines, langes und eckiges Gesicht, ein breites, behagliches, stumpfwinkeliges und quabbeliges geworden war. Nur seine langen Arme und ungeheuern Beine konnte Chicot nicht kürzer machen; doch da er sehr erfinderisch war, hatte er, wie gesagt, seinen Rücken gekrümmt, was seine Arme fast eben so lang machte, wie seine Beine. Zu diesen physiognomischen Uebungen gesellte er die Vorsicht, mit Niemanden

Verbindungen anzuknüpfen. In der That, wie verrenkt Chicot war, konnte er nicht ewig in der nämlichen Stellung bleiben. Wie konnte er um Mittag höckerig scheinen, wenn er um zehn Uhr gerade war, und was einem Freunde vorspiegeln, der ihn plötzlich sein Gesicht verändern sah, weil ihm, auf einem Spaziergange mit ihm, zufällig ein verdächtiges Gesicht begegnete?"

Robert Briquet führte also das Leben eines Einsiedlers. Es entsprach übrigens seinen Neigungen; seine ganze Zerstreuung bestand darin, Gorenflot zu besuchen, und mit ihm den famosen Wein von 1550 auszutrinken, den in den Kellern von Beaune zu lassen der würdige Prior sich wohl gehütet hatte. Aber die gemeinen Geister sind den Veränderungen unterworfen, wie die großen Geister: Gorenflot änderte sich, zwar nicht physisch, Gott sey Dank, aber moralisch. Er sah denjenigen seiner Macht und Discretion anheimgestellt, der bisher seine Geschicke in seinen Händen hielt. Der zum Mittagsmahle in die Priorei kommende Chicot, schien ihm der Sclave Chicot, und von diesem Momente an hatte Gorenflot eine zu hohe Meinung von sich, und eine ungenügende von Chicot.

Chicot sah, ohne sich beleidigt zu finden, die Veränderung seines Freundes. Jene, die er bei dem Könige Heinrich erlebte, hatten ihn zu dieser Art von Philosophie gebracht. Er nahm sich mehr in Acht, und dieß war Alles. Anstatt alle zwei Tage in die Priorei zu gehen, ging er wöchentlich nur einmal hin, dann alle vierzehn Tage, dann endlich alle Monate. Gorenflot war so aufgeblasen, daß er es nicht bemerkte. Chicot

war zu sehr Philosoph, um empfindlich zu seyn; er lachte heimlich über die Undankbarkeit Gorenflot's, und kratzte sich nach seiner Gewohnheit die Nase und das Kinn. „Das Wasser und die Zeit," sagte er, „sind die zwei mächtigsten Auflösungsmittel, die ich kenne. Das Eine schmelzt den Stein, das Andere die Eigenliebe. Warten wir." Und er wartete.

In dieser Erwartung befand er sich, als die von uns erzählten Ereignisse eintraten, inmitten derer ihm einige von jenen neuen Elementen aufzutauchen schienen, welche die großen politischen Catastrophen verkündigen. Da nun sein König, den er, obgleich gestorben, noch immer liebte, inmitten der künftigen Ereignisse von Gefahren ihm bedroht dünkte, ähnlich denjenigen, vor denen er ihn bereits bewahrte, beschloß er, ihm als ein Fantom zu erscheinen, und zwar zu dem einzigen Zwecke, ihm die Zukunft zu weissagen. Wir sahen, wie die Ankündigung der nahen Ankunft des Herrn von Mayenne eine in die Beabschiedung des Joyeuse gehüllte Ankündigung, und welche Chicot mit seiner Affenintelligenz aus der Tiefe ihrer Umhüllung geholt hatte, Chicot bewog, aus dem Stande eines Fantoms in die Stellung eines Lebendigen, und von dem Posten eines Propheten auf jenen eines Gesandten überzutreten. Jetzt, da Alles, was in unserer Erzählung dunkel scheinen könnte, erklärt ist, werden wir, wenn unsere Leser es genehmigen, Chicot bei seinem Ausgange aus dem Louvre einholen, und ihm bis in sein kleines Haus am Kreuzwege Bussy folgen.

Viertes Kapitel.

Die Serenade.

Um vom Louvre nach Hause zu gehen, brauchte Chicot keinen weiten Weg zu machen. Er ging über das steile Ufer hinab, und begann über die Seine auf einem kleinen Nachen zu fahren, den er selbst ruderte, den er vom Neselgestade mitgebracht, und am öden Quai des Louvre angebunden hatte. „Es ist sonderbar," sagte er, rudernd, und während des Ruderns die Fenster des Palastes betrachtend, von denen ein einziges, jenes vom Gemache des Königs, ungeachtet der vorgerückten Stunde der Nacht, erhellt blieb, „es ist sonderbar, daß Heinrich nach vielen Jahren noch immer der nämliche ist; Andere sind groß geworden, Andere sind herabgesunken, Andere sind todt, er hat einige Runzeln im Gesichte und im Herzen erhalten, weiter nichts; er ist ewig der nämliche schwache und ausgezeichnete, phantastische und poetische Geist; er ist ewig das nämliche selbstsüchtige Gemüth, immer mehr verlangend, als man ihm geben kann, — Freundschaft von der Gleichgültigkeit, Liebe von der Freundschaft, Ergebenheit von der Liebe, und bei allem dem ist der unglückliche, arme König traurig, mehr als irgend ein Mensch in seinem Königreiche. Wahrhaftig, ich nur, glaub' ich, hab' dieses sonderbare Gemisch von Ausschweifung und Reue, von Gottlosigkeit und Aberglauben sondirt, wie auch nur ich das Louvre kenne, durch dessen Gänge so viele Günstlinge schritten, in das Grab, in die Verbannung

oder in die Vergessenheit wandernd, wie nur ich ohne Gefahr diese Krone handhabe und mit ihr spiele, die in den Gedanken so vieler Leute so lange glüht, bis sie ihnen die Finger verbrennt."

Chicot stieß einen mehr philosophischen als traurigen Seufzer aus, und ruderte kräftig von dannen. „Apropos," sagte er plötzlich, „der König hat vom Reisegelde nichts mit mir gesprochen; dieses Vertrauen beehrt mich in so ferne, als es mir beweiset, daß ich noch immer sein Freund bin."

Und Chicot begann schweigend zu lachen, wie es seine Gewohnheit war; dann schwang er mit einem letzten Ruderschlage sein Fahrzeug auf den feinen Sand, wo es fest sitzen blieb. Hierauf band er den Vordertheil an einen Anhaltspfahl vermittelst einer Schleife, welche sein Geheimniß, und in jenen Unschuldszeiten, ... wir sprechen vergleichungsweise ... eine genügende Sicherheit war, und ging nach seiner Behausung, die, wie man weiß, kaum zwei Büchsenschüsse weit vom Gestade des Flusses lag. In die Augustinerstraße tretend, war er sehr betroffen, und vorzüglich sehr erstaunt, Instrumente ertönen zu hören, und Stimmen, welche den in diesen vorgerückten Stunden gewöhnlich so friedlichen Stadttheil mit Harmonie erfüllten. „Man heirathet also hier," dachte er anfangs, „ventre de biche! ich hatte fünf Stunden zum Schlafen, und werde zu wachen gezwungen seyn, ich, der ich niemals heirathe."

Näher kommend, sah er einen starken Schimmer auf den Fenstern der spärlichen Häuser gaukeln, die seine Straße bevölkerten; dieser Schimmer rührte von

einem Dutzend Fackeln her, welche Pagen und Lackeien trugen, während vierundzwanzig Musiker unter der Leitung eines besessenen Italieners einen höllischen Lärm mit ihren Violen, Psaltern, italienischen Lauten, Fiedeln, Violinen, Trompeten und Trommeln machten. Dieses Heer von Lärmschlägern war in schöner Ordnung vor einem Hause aufgestellt, welches Chicot nicht ohne Erstaunen für das seinige erkannte. Der unsichtbare General, der Anordner dieses Manövers, hatte Musiker und Pagen so gestellt, daß Alle, das Gesicht nach der Behausung Robert Briquet's gewendet, den Blick auf die Fenster geheftet, nur wegen dieser Betrachtung zu athmen, zu leben, sich zu beseelen schienen.

Chicot blieb einen Augenblick erstaunt stehen, betrachtete diese ganze Evolution, und horchte auf dieses Getöse. Dann schlug er mit seinen knochigen Händen auf seine beiden Schenkel, und sagte: „Da obwaltet ein Mißverständniß; es ist unmöglich, daß man meinetwegen einen so großen Lärm macht.“ Hierauf trat er näher, mischte sich unter die von der Serenade angelockten Neugierigen, schaute aufmerksam umher, und gewann die Ueberzeugung, daß das ganze Licht der Fackeln auf seinem Hause wiederstrahlte, so wie die ganze Harmonie sich auf dasselbe ergoß, und Niemand in dieser Menge sich mit dem gegenüberliegenden Hause oder mit den benachbarten Häusern beschäftigte.

„Wahrhaftig,“ sagte Chicot bei sich, „es geschieht doch meinetwegen; sollte sich etwa irgend eine unbekannte Prinzessin in mich verliebt haben?“

Diese Vermuthung, wie schmeichelhaft sie auch war,

schien jedoch Chicot nicht zu überzeugen. Er wendete sich gegen das Haus, welches dem seinigen gegenüberstand. Die zwei einzigen Fenster dieses Hauses, im zweiten Stockwerke befindlich, die einzigen, welche keine Fensterläden hatten, verschlangen jezuweilen Lichtblitze; dieß that zu seinem Vergnügen dieses bedauernswerthe Haus, welches jeglichen Lebens beraubt, und kein menschliches Antlitz zu beherbergen schien.

„In diesem Hause muß man fest schlafen," sagte Chicot, „**ventre de biche**! ein solcher Teufelslärm könnte die Todten erwecken."

Während aller dieser Fragen und Antworten, welche Chicot sich selbst stellte und gab, setzte das Orchester seine Symphonien fort, wie wenn es vor einer Versammlung von Königen und Kaisern gespielt hätte.

„Um Vergebung, mein Freund," fragte nun Chicot einen Fackelträger, „könnet Ihr mir wohl gefälligst sagen, wem diese Musik gilt?"

„Dem Bürger, welcher hier wohnt," antwortete der Lakei, indem er Chicot das Haus des Robert Briquet wies.

„Mir," sagte Chicot, „gewiß mir gilt sie."

Chicot drängte sich durch die Menge, um die Lösung des Räthsels auf dem Aermel und der Brust der Pagen zu suchen, aber jedes Wappen war unter einer Art mauerfarbener Hülle sorgfältig verschwunden.

„Wem gehöret Ihr an, mein Freund?" fragte Chicot einen Tamburinspieler, der seine Finger mit seinem Athem wärmte, da er in diesem Augenblicke mit seinem Tamburin nicht beschäftiget war.

„Dem Bürger, der hier wohnt," antwortete der Musiker, mit seinem Schlägel die Behausung des Robert Briquet weisend.

„Ah! Ah!" sagte Chicot, „sie sind nicht bloß meinetwegen da, sondern gehören auch mir an. Immer besser; nun, wir werden wohl noch in's Klare kommen."

Und seinem Gesichte die verwickeltste Grimmasse verleihend, die er auftreiben konnte, stieß er mit dem Elbogen rechts und links die Pagen, Lakeien, Musiker, um das Hausthor zu erreichen, ein Manöver, das ihm nicht ohne Schwierigkeit gelang, und hier, sichtbar, und in dem durch die Fackelträger gebildeten Kreise wiederstrahlend, zog er seinen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete die Thüre, trat ein, machte die Thüre wieder zu, und schob die Riegel vor. Dann trug er einen ledernen Stuhl auf seinen Balkon, setzte sich bequem darauf, das Kinn auf das Geländer stützend, und sagte, ohne daß er das Lachen zu bemerken schien, welches seine Erscheinung empfing: „Meine Herren, irret Ihr Euch nicht, und sind Eure Triller, Cadenzen und Rouladen wirklich für mich bestimmt?"

„Ihr seyd Meister Robert Briquet?" fragte der Director dieses ganzen Orchesters.

„In Person."

„Wohlan, wir stehen ganz zu Euern Diensten, mein Herr," versetzte der Italiener mit einer Bewegung des Tactirstäbchens, was einen neuen Melodiensturm erregte.

„Das ist in der That unbegreiflich," sagte Chicot zu sich, indem er seine thätigen Augen über diese ganze Menge und über die benachbarten Häuser schweifen ließ.

Alle Bewohner der Häuser waren an ihren Fenstern, auf der Schwelle der Häuser, oder unter die Gruppen gemischt, die vor dem Hause hielten. Meister Fournichon, seine Frau, und das ganze Gefolge der Fünfundvierzig: Frauen, Kinder und Lakeien, standen zahlreich an den Eingängen des Gasthauses zum Schwerte des kühnen Ritters. Nur das Haus gegenüber war düster, stumm wie das Grab.

Chicot suchte immer noch mit den Augen die Lösung dieses unerklärbaren Räthsels, als er plötzlich gerade unter dem Schirmdache seines Hauses, durch die Ritzen des Balkenbodens, ein wenig unterhalb seiner Füße, einen Mann sah, ganz eingehüllt in einen Mantel von dunkler Farbe, einen schwarzen Hut tragend, eine rothe Feder, ein langes Schwert, der, im Wahne nicht gesehen zu werden, unverwandten Blickes das Haus gegenüber anstarrte, jenes öde, stumme und todte Haus. Bisweilen verließ der Director des Orchesters seinen Posten, um mit diesem Manne leise zu sprechen. Chicot errieth sehr schnell, daß hier das ganze Interesse der Scene liege, und daß dieser schwarze Hut ein Edelmannsgesicht verberge. Von nun an war seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Person gerichtet; er konnte leicht die Rolle eines Beobachters spielen; seine Stellung am Geländer des Balkones erlaubte seinen Augen, Alles auf der Straße und unter dem Schirmdache zu erkennen; es gelang ihm also, jeder Bewegung des geheimnißvollen Unbekannten zu folgen, dessen nächste Unvorsichtigkeit nicht verfehlen konnte, ihm seine Züge zu enthüllen. Plötzlich, und während Chicot ganz in diese

Betrachtungen versunken war, erschien ein Reiter, von zwei Stallmeistern gefolgt, an der Ecke der Straße, und jagte mit kräftigen Reitgertenhieben die Neugierigen weg, welche hartnäckig die Musiker umstanden.

„Herr Joyeuse," murmelte Chicot, der in dem Reiter den Großadmiral von Frankreich erkannte, auf Befehl des Königs gestiefelt und gespornt.

Nach Zerstreuung der Neugierigen verstummte das Orchester. Wahrscheinlich hatte ihm ein Zeichen des Gebieters Stille geboten. Der Reiter näherte sich dem unter dem Schirmdache verborgenen Edelmanne. „Nun denn, Heinrich," fragte er ihn, „was giebt's Neues?"

„Nichts, mein Bruder, nichts."

„Nichts!"

„Nein; sie ist nicht einmal erschienen."

„Diese Schlingel haben also keinen Lärm gemacht?"

„Sie haben den ganzen Stadttheil betäubt."

„Sie haben sohin nicht gerufen, wie man es ihnen befahl, daß sie zu Ehren dieses Bürgers spielen?"

„Sie haben so gut gerufen, daß er persönlich auf seinem Balkone ist, der Serenade lauschend."

„Und sie ist nicht erschienen?"

„Weder sie noch sonst Jemand."

„Die Idee war denn doch sinnreich," äußerte Joyeuse gereizt, „denn im Grunde konnte sie es, ohne sich bloßzustellen, wie alle diese braven Leute machen, und die ihrem Nachbar veranstaltete Musik hören."

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ah! man sieht wohl, daß Ihr sie nicht kennet, mein Bruder," sagte er.

„Allerdings, allerdings kenne ich sie, das heißt: ich

kenne alle Frauen, und da sie zur Zahl derselben gehört, wohlan! so wollen wir den Muth nicht verlieren."

„O! mein Gott! mein Bruder, Ihr sagt mir dieß mit einem ganz entmuthigten Tone."

„Nicht im Mindesten von der Welt; nur muß von heute an der Bürger jeden Abend seine Serenade erhalten."

„Aber sie wird ausziehen."

„Warum, wenn Du nichts sagest, wenn Du sie nicht bezeichnest, wenn Du immer verborgen bleibst? Hat der Bürger gesprochen, als man ihm diese Artigkeit erwies?"

„Er hat eine Rede an das Orchester gehalten. Ei, seht, mein Bruder, er wird jetzt wieder sprechen."

Wirklich erhob sich Briquet, entschlossen, die Sache in's Klare zu bringen, um den Orchesterdirector zum zweitenmal zu fragen.

„Schweiget, da oben, und geht hinein!" rief Anna in übler Laune; „was Teufels, da Ihr Eure Serenade erhalten, so habet Ihr nichts zu sagen; haltet Euch also ruhig."

„Meine Serenade, meine Serenade," antwortete Chicot mit der artigsten Miene; „aber ich will wenigstens wissen, wem meine Serenade gilt."

„Eurer Tochter, Einfaltspinsel."

„Um Vergebung, mein Herr, ich habe aber keine Tochter."

„Eurer Frau sohin."

„Gott sey Dank, ich bin nicht verheirathet."

„Dann Euch, Euch persönlich."

„Ja, Dir, und wenn Du nicht hineingehst . . .“

Joyeuse gesellte die Wirkung zur Drohung, und trieb sein Pferd gegen Chicot's Balkon, und zwar mitten durch die Musiker.

„Ventre de biche!“ rief Chicot, „wenn die Musik mir gilt, wer zermalmt dann hier meine Musik?“

„Alter Narr,“ brummte Joyeuse, emporschauend, „wenn Du Dein häßliches Gesicht nicht in Deinem Rabenneste verbirgst, so werden die Musiker alle ihre Instrumente auf Deinem Nacken zerschlagen.“

„Lasset diesen armen Mann, mein Bruder,“ erwiederte Du Bouchage; „so viel ist richtig, daß er sehr erstaunt seyn muß.“

„Und warum erstaunt er, morbleu! Zudem siehst Du wohl, daß wir Jemand an's Fenster locken werden, wenn wir einen Streit anfangen; prügeln wir also den Bürger durch, brennen wir sein Haus nieder, wenn es seyn muß, aber, corbleu! rühren wir uns, rühren wir uns!“

„Ich bitte Dich, mein Bruder,“ erwiederte Heinrich, „erzwingen wir nicht die Aufmerksamkeit dieser Frau; wir sind besiegt, ergeben wir uns.“

Briquet war kein Wort von diesem Gespräche entgangen, das ein helles Licht in seine noch verwirrten Ideen warf; er traf also innerlich seine Vertheidigungsanstalten, da er den Charakter dessen kannte, den er angriff. Aber Joyeuse fügte sich in Heinrich's Ansicht, und drang nicht länger in ihn; er entließ die Pagen, Lakeien, Musiker und den Maestro. Dann zog er seinen Bruder bei Seite, und sagte zu ihm: „Du siehst

mich in der Verzweiflung; Alles verschwört sich gegen uns."

„Was willst Du damit sagen?"

„Mir gebricht es an Zeit, Dir beizustehen."

„In der That, Du trägst Reisekleider; ich bemerkte dieß noch gar nicht."

„Ich reise mit einer Mission des Königs heute Nacht nach Antwerpen."

„Wann hat er sie Dir denn übertragen?"

„Diesen Abend."

„Mein Gott!"

„Reise mit mir, ich bitte Dich inständig darum."

Heinrich ließ seine Arme sinken. „Gebietet Ihr es mir, mein Bruder?" fragte er, bei dem Gedanken an diese Abreise erblassend.

Anna machte eine Bewegung.

„Wenn Ihr es gebietet," fuhr Heinrich fort, „so werde ich gehorchen."

„Ich bitte Dich, Du Bouchage, weiter nichts."

„Ich danke, mein Bruder."

Joyeuse zuckte die Achseln.

„So lange Ihr wollet, Joyeuse; aber, seht, wenn ich darauf verzichten müßte, meine Nächte in dieser Straße zu verleben, wenn ich gezwungen wäre, dieses Fenster nicht mehr zu betrachten . . ."

„Nun denn?"

„Ich würde sterben."

„Armer Verrückter!"

„Mein Herz ist da, seht Ihr, mein Bruder," sagte Heinrich, die Hand gegen das Haus ausstreckend, „mein

Leben ist da; verlangt nicht von mir, zu leben, wenn Ihr das Herz mir aus dem Busen reißet."

Der Herzog kreuzte seine Arme mit einem Gemische von Zorn und Mitleiden, biß in seinen feinen Knebelbart, überlegte während einiger Minuten des Schweigens, und sagte: „Wenn Euer Vater Euch bäte, Heinrich, Euch von Miron behandeln zu lassen, der ein Philosoph und zugleich ein Arzt ist . . ."

„So würde ich unserm Vater antworten, daß ich nicht krank bin, daß mein Kopf gesund ist, und daß Miron kein Liebesleiden heilet."

„Man muß also Eure Art, zu sehen, annehmen, Heinrich; doch warum sollte ich mich beunruhigen? Diese Frau ist eine Frau; Ihr seyd beharrlich, es ist also nichts hoffnungslos, und nach meiner Rückkehr werde ich Euch munterer, lustiger, und sangesfreudiger sehen, als ich bin."

„Ja, ja, mein guter Bruder," versetzte der junge Mann, seinem Freunde die Hände drückend, „ja, ich werde genesen, ja, ich werde glücklich seyn, ja, ich werde munter seyn; ich danke für Eure Freundschaft, ich danke; sie ist mein köstlichstes Gut."

„Nach Eurer Liebe."

„Vor meinem Leben."

Joyeuse, tief gerührt ungeachtet seiner scheinbaren Frivolität, unterbrach plötzlich seinen Bruder. „Gehen wir?" fragte er; „die Fackeln sind erloschen, die Instrumente auf dem Rücken der Musiker, die Pagen ziehen fort."

„Gehet, gehet, mein Bruder, ich folge Euch," ant-

wortete Du Bouchage, darüber seufzend, daß er die Straße verlassen sollte.

„Ich verstehe Euch," sagte Joyeuse; „das letzte Lebewohl dem öden Fenster ist billig. Lebe wohl also für mich, Heinrich."

Heinrich schlang seine Arme um den Hals seines Bruders, der sich neigte, um ihn zu küßen. „Nein," entgegnete er, „ich werde Euch bis zu den Thoren begleiten; wartet nur hundert Schritte von hier auf mich. Vielleicht wird sie sich zeigen, wenn sie glaubt, daß die Straße leer sey."

Anna ritt zu der Bedeckung, die in einer Entfernung von etwa hundert Schritten hielt.

„Wir bedürfen Eurer bis auf weiteren Befehl nicht mehr," sagte er. „Gehet!"

Die Fackeln verschwanden, die Gespräche der Musiker und das Lachen der Pagen verstummten, so wie auch die letzten, durch das Anstreifen einer verirrten Hand den Saiten der Violen und Lauten entrissenen, schrillenden Töne. Heinrich warf einen letzten Blick auf das Haus, sendete ein letztes Flehen zu den Fenstern, und folgte langsam, und unablässig sich umwendend, seinem Bruder nach, welchem die beiden Stallmeister vorausritten. Als Robert Briquet die beiden Jünglinge mit den Musikern sich entfernen sah, glaubte er, daß der Ausgang dieser Scene, wenn anders diese Scene einen Ausgang haben sollte, Statt finden würde. Folglich ging er geräuschvoll vom Balkone weg, und schloß das Fenster. Einige halsstarrige Neugierige blieben noch fest auf ihrem Posten, aber nach Verlauf von zehn Minu-

ten war der Beharrlichste verschwunden. Inzwischen war Robert Briquet auf das ausgezackte Dach seines Hauses gestiegen, wie es die Dächer der flamändischen Häuser sind, und beobachtete, hinter einer solchen Auszackung verborgen, die Fenster gegenüber.

Sobald der Lärm auf der Straße aufgehört hatte, und man weder Instrumente, noch Schritte, noch Stimmen mehr hörte, kurz sobald Alles in die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, öffnete sich geheimnißvoll eines von den obern Fenstern dieses unheimlichen Hauses, und ein Kopf schaute vorsichtig hinaus. „Nichts mehr," murmelte eine Männerstimme, folglich keine Gefahr mehr; es war irgend eine unserm Nachbar zugedachte Mystifikation; Ihr könnet Euer Versteck verlassen, Madame, und wieder in Eure Wohnung hinabgehen."

Bei diesen Worten schloß der Mann das Fenster wieder, ließ Feuer aus einem Steine sprühen, und zündete eine Lampe an, die er einem zum Empfange derselben ausgestreckten Arme reichte. Chicot schaute so scharf er konnte. Aber er hatte nicht sobald das blaße und edle Antlitz der Frau gesehen, welche diese Lampe empfing, nicht so bald den sanften und traurigen Blick erhascht, der zwischen dem Diener und der Gebieterin gewechselt wurde, als er selbst erblaßte, und einen eisigen Schauder durch seine Adern rieseln fühlte. Die junge Frau zählte kaum vierundzwanzig Jahre; die junge Frau ging die Treppe hinab; ihr Diener folgte ihr.

„Ah!" murmelte Chicot, indem er mit der Hand über seine Stirne fuhr, um den Schweiß abzutrocknen,

und wie um zu gleicher Zeit eine schreckliche Vision zu verscheuchen, „ah! Graf Du Bouchage, braver, schöner, wahnsinnig verliebter junger Mann, der jetzt davon spricht, fröhlich, sangesfreudig und munter zu werden, überlaß Deinen Wahlspruch Deinem Bruder, denn Du wirst nie mehr: hilariter werden." *)

Dann ging auch er in sein Gemach hinab, mit düster gewordener Stirne, wie wenn er irgend einen schrecklichen Engpaß, in irgend einen furchtbaren Abgrund gestiegen wäre, und setzte sich in das Dunkel, zuletzt, aber vielleicht am vollständigsten, von der unglaublichen Einwirkung jener Melancholie bewältiget, die aus dem Inneren dieses Hauses ausströmte.

Fünftes Kapitel.

Chicot's Börse.

Chicot brachte die ganze Nacht träumend in seinem Armstuhle zu. Träumend ist das rechte Wort, denn es waren wahrhaftig weniger Gedanken, die ihn beschäftigten, als Träume. Auf das Vergangene zurückkommen, am Feuer eines einzigen Blickes eine ganze, beinahe schon aus dem Gedächtnisse verwischte Epoche sich erhellen sehen, heißt nicht Denken. Chicot bewohnte die ganze Nacht eine von ihm schon weit im Hintergrunde

*) Joyeusement (fröhlich); der Wahlspruch Heinrichs von Joyeuse, war, wie wir bereits erwähnten, das lateinische Wort hilariter. A. D.

gelassene, und von berühmten und anmuthigen Gestalten bevölkerte Welt, die ihm der Blick der blassen Frau, gleich einer treuen Lampe, vorüberziehend wies, eine nach der andern, mit ihrem Geleite glücklicher und schrecklicher Erinnerungen. Chicot, der, vom Louvre zurückkehrend, so sehr den Verlust seines Schlafes bedauerte, dachte nicht einmal daran, zu Bette zu gehen. Als daher die Morgenröthe seine Fensterscheiben versilberte, sagte er: „Die Stunde der Fantome ist vorüber; es handelt sich darum, ein wenig an die Lebendigen zu denken."

Er stand auf, gürtete sein langes Schwert um, warf auf seine Schultern einen Mantel von weinhefenfarbener Wolle, von einem dem stärksten Regen undurchdringlichen Gewebe, und untersuchte mit der stoischen Festigkeit des Weisen mit einem Blicke den Inhalt seiner Börse, und die Sohle seiner Schuhe. Diese schienen Chicot würdig, einen Feldzug zu beginnen; jene verdiente eine besondere Aufmerksamkeit. Wir werden also mit unserer Erzählung einen Halt machen, um die Zeit zu nehmen, sie unsern Lesern zu beschreiben.

Chicot, ein Mann von sinnreicher Einbildungskraft, wie Jeder weiß, hatte den Hauptbalken ausgehöhlt, der von dem einen Ende seines Hauses zum andern lief, und so zur Zierde diente, denn er war mit verschiedenen Farben angestrichen, und zugleich zur Festigkeit, denn er war wenigstens achtzehn Zoll im Durchmesser dick. In diesem Balken hatte er sich, mittelst einer Aushöhlung von anderthalb Fuß Länge und sechs Zoll Breite, eine Geldkasse angelegt, deren Inneres tausend

Thaler in Gold enthielt. Man höre nun, welche Berechnung Chicot anstellte. „Ich gebe täglich," sagte er, „den zwanzigsten Theil von einem dieser Thaler aus; ich kann also von diesem Gelde zwanzigtausend Tage lang leben. Ich werde sie nie verbrauchen, aber ich kann die Hälfte nöthig haben, und in dem Maße meines Alterns werden meine Bedürfnisse, und folglich meine Ausgaben zunehmen, daher zu dem der Wohlstand nach dem Verhältnisse der Abnahme meines Lebens steigen muß. All das wird mir also hinreichen, um fünfundzwanzig oder dreißig Jahre gut zu leben. Nun, Gott sey Dank, das ist wohl genug."

Chicot sah also in Folge dieser angestellten Berechnung, daß er einer der reichesten Rentier in der Stadt Paris sey, und diese Ruhe in Bezug auf seine Zukunft, verlieh ihm einen gewissen Stolz. Nicht als ob Chicot geizig gewesen wäre, lange Zeit war er sogar verschwenderisch, aber das Elend erfüllte ihn mit Schrecken, denn er wußte, daß es wie ein bleierner Mantel auf die Schultern falle, und die Stärksten beuge.

An diesem Morgen also, seine Kasse öffnend, um für sich selbst Kassensturz zu halten, sagte er bei sich: „Ventre de biche! das Jahrhundert ist hart, und die Zeiten sind nicht zur Großmuth geneigt. Ich brauche gegen Heinrich kein Zartgefühl zu beobachten. Diese tausend Thaler in Gold rühren nicht einmal von mir her, sondern von meinem Onkel, der mir noch sechsmal mehr versprach. Freilich war dieser Onkel ein Junggesell. Wenn es noch Nacht wäre, würde ich hundert Thaler aus der Tasche des Königs holen, aber es ist

Tag, und ich habe keine anderen Geldmittel mehr, als die meinigen... und jene Gorenflot's."

Bei dem Gedanken, von Gorenflot Geld herauszubringen, lächelte sein würdiger Freund. „Das wäre schön," fuhr er fort, „wenn Meister Gorenflot, der mir sein Glück verdankt, seinem Freunde hundert Thaler zum Dienste des Königs verweigern wollte, der ihn zum Prior der Jakobiner ernannte. „Ah!" fuhr er fort, den Kopf schüttelnd, „das ist Gorenflot nicht mehr. Ja, Meister Robert Briquet ist immer noch Chicot. Aber ich sollte jenen Brief des Königs, jenen famosen Brief; bestimmt, den Hof von Navarra in Brand zu stecken, vor Tagesanbruch holen, und der Tag ist gekommen. Pah! jenes Auskunftsmittel wird mir nicht entgehen, und sogar einen schrecklichen Schlag auf den Schädel Gorenflot's führen, wenn sein Gehirn mir allzu hart zu überreden scheint. Fort also!"

Chicot schob das Brett wieder vor, welches sein Versteck verschloß, versicherte es mit vier Nägeln, bedeckte es mit der Steinplatte, auf die er den nöthigen Staub streute, um die Fugen zu verstopfen, und schaute dann, zum Aufbruche bereit, noch einmal jenes Gemach an, wo er seit so vielen glücklichen Tagen unerforschlich und unbewacht war, wie es das Herz in der Brust ist. Dann warf er einen Blick auf das Haus gegenüber. „Im Grunde," sagte er bei sich, „könnten diese Teufel von Joyeuse wohl einmal nächtlicher Weile mein Hôtel anzünden, um die unsichtbare Dame einen Augenblick an ihr Fenster zu locken. Ei, ei, da würden sie ja, mein Haus niederbrennend, zu gleicher Zeit aus meinen

tausend Thalern eine Goldstange machen. Ich glaube wahrhaftig, es wäre vorsichtig gehandelt, die Summe zu vergraben. Warum nicht gar! Wohlan, wenn die Herren von Joyeuse mein Haus niederbrennen, wird es der König mir bezahlen."

Dadurch beruhiget, schloß Chicot seine Thüre, deren Schlüssel er einsteckte; dann ging er fort, um an das Ufer des Flusses zu kommen. „Ei, ei," sagte er, „dieser Nicolas Poulain könnte sehr wohl hierher kommen, meine Abwesenheit verdächtig finden, und ... Ah! diesen Morgen hab' ich doch lauter Hasenfußgedanken. Vorwärts, vorwärts!"

Als Chicot die Hausthüre mit keiner geringeren Sorgfalt schloß, als er die Thüre seines Gemaches zugesperrt hatte, erblickte er den Diener der unbekannten Dame an seinem Fenster, der Luft schöpfte, ohne Zweifel in der Hoffnung, am frühen Morgen nicht bemerkt zu werden. Dieser Mann war, wie bereits gesagt, völlig entstellt durch eine an der linken Schläfe erhaltene Wunde, die sich auf einen Theil der Wange ausdehnte. Zudem versteckte die durch die Heftigkeit des Streiches von ihrem Platze gerückten Augenbraue, fast gänzlich das linke, in seine Höhle hineingeschlagene Auge. Sonderbar! Mit dieser kahlen Stirne und seinem grau werdenden Barte, verband er einen lebhaften Blick, und eine Art jugendlicher Frische auf der verschont gebliebenen Wange.

Bei dem Anblicke Robert Briquet's, der über die Schwelle seiner Thüre trat, verhüllte er sich den Kopf mit seiner Capuze.

Er machte eine Bewegung, um hineinzugehen, aber Chicot winkte ihm, zu bleiben.

„Nachbar," rief ihm Chicot zu, „der gestrige Teufelslärm hat mir mein Haus verleidet: ich will einige Wochen auf meinem Meiergute verleben; möchtet Ihr wohl so gefällig seyn, bisweilen einen Blick herüber zu thun?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Unbekannte, „sehr gerne."

„Und solltet Ihr Diebe erblicken . . ."

„Ich habe eine gute Büchse, mein Herr, seyd unbesorgt."

„Ich danke, ich möchte Euch gleichwohl noch um eine Gefälligkeit ersuchen, mein Nachbar."

„Sprechet, ich höre."

Chicot schien mit dem Auge die Entfernung von seinem Nachbar zu messen. „Es ist sehr bedenklich, Euch aus so weiter Ferne zuzurufen, lieber Nachbar," sagte er.

„So will ich hinabgehen," versetzte der Unbekannte.

Wirklich sah ihn Chicot verschwinden, und da er sich während dieses Verschwindens dem Hause genähert hatte, hörte er ihn näher kommen, dann ging die Thüre auf, und sie standen einander gegenüber. Dießmal hatte der Diener sein Gesicht mit der Capuze völlig verhüllt. „Es ist heute früh sehr kalt," äußerte er, um diese geheimnißvolle Vorsicht zu verhehlen oder zu entschuldigen."

„Ein eisiger Wind, mein Nachbar," entgegnete Chicot, indem er sich stellte, als ob er ihn nicht ansehe, um ihn unbefangener zu machen.

„Sprechet, mein Herr.“

„Ich reise ab,“ sagte Chicot.

„Ihr habet mir bereits die Ehre erwiesen, es mir zu sagen.“

„Ich erinnere mich dessen vollkommen; aber indem ich fortreise, lasse ich Geld zu Hause.“

„Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer; nehmet es mit!“

„Nein, der Mensch ist unbeholfener und unentschlossener, wenn er seine Börse, und zu gleicher Zeit sein Leben zu retten sucht. Ich lasse also Geld hier zurück, das jedoch gut versteckt ist, und zwar so gut versteckt ist, daß ich nur den schlimmen Fall einer Feuersbrunst zu fürchten brauche. Wenn mir dieß begegnen sollte, so habet die Güte, da Ihr mein Nachbar seyd, das Verbrennen eines gewissen dicken Balkens zu überwachen, von dem Ihr dort rechts das in Form einer Schnauze geschnitzte Ende sehet; überwachet es, sag' ich, und sucht in der Asche.“

„Wahrhaftig, mein Herr,“ versetzte der Unbekannte mit einem sichtbaren Mißvergnügen, „Ihr genirt mich sehr. Ihr thätet besser, dieß einem Freunde anzuvertrauen, als einem Manne, den Ihr nicht kennet, nicht zu können vermöget.“

Während er diese Worte sprach, befragte sein glänzendes Auge Chicot's süßliche Grimasse.

„Es ist wahr,“ antwortete dieser, „ich kenne Euch nicht; aber ich schenke den Physiognomien viel Vertrauen, und ich finde, daß Eure Physiognomie jene eines ehrlichen Mannes ist.“

„Bedenket jedoch, mein Herr, welche Verantwortlichkeit Ihr mir aufbürdet. Kann es sich nicht ereignen, daß diese ganze Musik meiner Gebieterin lästig war, wie sie es Euch selbst gewesen, und daß wir dann ausziehen?"

„Wohlan," erwiederte Chicot, „in diesem Falle ist's etwas Anderes, und ich werde mich deßhalb nicht an Euch halten, Nachbar."

„Ich danke für das Vertrauen, welches Ihr einem armen Unbekannten bezeiget," äußerte der Diener mit einer Verbeugung; „ich werde trachten, mich desselben würdig zu bethätigen."

Und Chicot grüßend trat er in das Haus zurück. Chicot erwiederte die Begrüßung freundschaftlich. Da er die Thüre hinter ihm wieder geschlossen sah, murmelte er: „Der arme junge Mann! Da ist nun dießmal ein wirkliches Fantom, und doch sah ich ihn so fröhlich, so lebendig, so schön!"

Sechstes Kapitel.

Die Priorei der Jakobiner.

Die Priorei, welche der König Gorenflot verliehen hatte, um seine loyalen Dienste, und vorzüglich seine glänzende Beredsamkeit zu belohnen, lag ungefähr zwei Büchsenschüsse weit von der andern Seite des Thores Saint-Antoine. Der Stadttheil des Thores Saint-Antoine war damals ein sehr vornehmer häufig besuchter

Stadttheil, da der König zahlreiche Besuche dem Schlosse Vincennes machte, welches man zu jener Zeit noch den Wald von Vincennes hieß. Hier und da auf dem Wege nach dem Schloßthurme, bildeten einige Lusthäuser vornehmer Seigneurs mit anmuthigen Gärten und prächtigen Höfen eine Art von Zugehör für das Schloß, und viele Zusammenkünfte wurden dort gehalten, von denen, wie wir ungeachtet der damaligen Sucht des geringsten Bürgers, sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, zu behaupten wagen, die Politik sorgfältig ausgeschlossen war. Aus diesen Hin- und Herzügen des Hofes erfolgte, daß der Weg damals verhältnißmäßig jene Wichtigkeit hatte, welche heut zu Tage die Champs-Elysées errungen haben.

Die Priorei, welche sich stolz rechts vom Wege nach Vincennes erhob, genoß, wie man zugeben wird, eine schöne Lage. Diese Priorei bildete ein Viereck von Gebäuden, einen ungeheuern, mit Bäumen bepflanzten Hof umschließend, einen hinter den Gebäuden liegenden Küchengarten, und eine Menge von Nebengebäuden, die dieser Priorei die Ausdehnung eines Dorfes verliehen. Zweihundert Jakobinermönche bewohnten die im Hintergrunde des Hofes, mit dem Wege gleichlaufend gelegenen Schlafsäle. Am Vordertheile verliehen vier schöne Fenster mit einem einzigen eisernen, diese vier Fenster entlang laufenden Balkone, den Gemächern der Priorei Luft, Licht und Leben. Gleich einer Stadt, von der man vermuthet, daß sie belagert werden könnte, fand die Priorei in sich alle Hülfsmittel auf den zinspflichtigen Gebieten von Charonne, Montreuil und Saint-

Mandé. Ihre Weiden mästeten eine stets vollzählige Herde von fünfzig Ochsen und neunundneunzig Schöpsen; die geistlichen Orden, sey's Tradition oder Urkunde, konnten nichts hundertweise besitzen. Ein besonderer Palast schirmte auch neunundneunzig Schweine von einer besondern Gattung, die ein von Dom Modestus selbst gewählter Speckhändler mit Liebe, und vorzüglich mit Eigenliebe erzog. Wegen dieser ehrenvollen Wahl war der Speckhändler zu auserlesenen Bratwürstchen verpflichtet, zu farcirten Ohren, und zu Blutwürsten à la ciboulette, die er ehemals in das Gasthaus zum Fruchthorne lieferte. Dom Modestus, dankbar die guten Mahlzeiten anerkennend, die er einst bei Meister Bonhommet fand, tilgte so die Schulden des Bruders Gorenflot. Es ist überflüssig, von den Küchen und dem Keller zu sprechen. Das Spalier der Priorei, gegen Sonnenaufgang und Mittag gelegen, lieferte zahllose Pfirsiche, Aprikosen und Trauben; außerdem wurden eingemachte Früchte und Zuckerteige von einem gewissen Bruder Eusebius angefertiget, Schöpfer des berühmten Felsens von Zuckerwerk, welchen das Stadthaus von Paris den beiden Königinnen zur Zeit des letzten Statt gefundenen Festbankettes darbrachte. Was den Keller betrifft, so hatte ihn Gorenflot selbst eingeräumt, und zu diesem Zwecke alle jene von Burgund ausgeräumt, denn er besaß jene allen ächten Trinkern angeborne Vorliebe, welche behaupten, daß der Burgunder der einzige wahre Wein sey.

Im Schooße dieser Priorei, einem wahrhaftigen Paradiese von Faulenzern und Feinschmeckern, in dieser

prachtvollen Wohnung im ersten Stockwerke, dessen Balkon auf die Landstraße geht, finden wir Gorenflot wieder, mit noch einem Kinne geschmückt, und mit jener Art ehrwürdigen Ernstes, den die beständige Gewohnheit der Ruhe und des Wohllebens, den gemeinsten Physiognomien verleiht. In seinem schneeweißen Kleide, mit seinem schwarzen Kragen, der seine breiten Schultern erwärmt, hat Gorenflot nicht mehr so viel Geberdenfreiheit, wie ehemals in seinem grauen Kleide als einfacher Mönch, aber mehr Majestät. Seine Hand, fett wie eine Hammelskeule, stützt sich auf einen Quartanten, den sie vollständig bedeckt; seine zwei dicken Füße zermalmen einen Fußwärmer, und seine Arme sind nicht mehr lang genug, um einen Gürtel um seinen Bauch zu bilden.

Es hat so eben halb acht Uhr Morgens geschlagen. Der Prior ist zuletzt aufgestanden, die Ordenssatzung benützend, welche dem Oberhaupte eine Stunde länger zu schlafen gestattet, als den übrigen Mönchen; aber er setzt seine Nacht in einem großen, eiderdunenweichen Armstuhle mit Ohren ruhig fort. Die Einrichtung des Gemaches, worin der würdige Abt schlummert, ist mehr weltlich, als geistlich: ein Tisch mit gewundenen Füßen und mit einem kostbaren Teppiche bedeckt, Gemälde von galanter Religion, ein seltsames Gemisch von Liebe und Andacht, das man nur in jener Kunstepoche findet; werthvolle Kirchen- und Tischgefäße auf Schenktischen; an den Fenstern große Vorhänge von venetianischem Brocat, ungeachtet ihres Alters glänzender, als die theuersten neuen Stoffe; dieß ist das Detail der Schätze, deren Besitzer Dom Modestus Gorenflot geworden ist,

und zwar durch die Gnade Gottes, des Königs, und vorzüglich Chicot's.

Der Prior schlief also in seinem Armstuhle, während der Tag ihm seinen täglichen Besuch machte, und seine Silberstrahlen die purpurrothen nnd perlmutterartigen Farben im Gesichte des Schläfers kosend umspielten. Die Thüre des Gemaches ging leise auf, und zwei Mönche traten ein, ohne den Prior zu wecken. Der Erste war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, mager, blaß, und auf eine nervige Weise bogenförmig gekrümmt in seinem Jakobinerpriesterrocke; er trug den Kopf stolz, sein Blick, wie ein Pfeil aus seinen Falkenaugen abgeschnellt, gebot sogar, bevor er sprach, und doch milderte sich dieser Blick durch das Spiel von zwei langen weißen Augenliedern, die, sich senkend, den breiten, dunkelfarbenen Ring hervortreten ließen, welcher seine beiden Augen säumte. Aber wenn dagegen dieser schwarze Augenstern zwischen diesen dichten Brauen und diesem fahlen Rahmen der Augenhöhle glänzte, hätte man ihn für den Blitz halten mögen, der aus den Fugen von zwei kupferfarbenen Wolken schießt. Dieser Mönch hieß Bruder Borromäus; er war seit drei Wochen Schatzmeister des Klosters.

Der Andere war ein junger Mann von siebenzehn bis achtzehn Jahren, mit schwarzen und lebhaften Augen, mit einer kecken Miene, mit hervorspringendem Kinne, von kleiner Gestalt, aber gut gebaut, und der, da er seine weiten Aermel zurückgestreift hatte, mit einer Art von Stolz zwei nervige, geberdeneifrige Arme sehen ließ.

„Der Prior schläft noch, Bruder Borromäus,“ sagte

der Jüngere der beiden Mönche zum Andern, „werden wir ihn aufwecken?"

„Hüten wir uns wohl davor, Bruder Jakob," antwortete der Schatzmeister.

„Es ist wahrhaftig Schade, einen Prior zu haben, der so lange schläft," erwiederte der jüngere Bruder, „denn man hätte diesen Morgen die Waffen probiren können. Habt Ihr bemerkt, was für schöne Kürasse und schöne Büchsen darunter sind?"

„Stille, mein Bruder, Ihr könnet gehört werden."

„Welch' ein Unglück," versetzte der junge Mönch, mit dem Fuße stampfend, dessen Geräusch durch den dicken Teppich gedämpft wurde, „welch' ein Unglück! Es ist heute so schön, der Hof ist so trocken, wie gut könnte man exerciren, Bruder Schatzmeister!"

„Man muß warten, mein Kind," sagte Bruder Borromäus mit einer erheuchelten, durch das Feuer seiner Blicke widerlegten Unterwürfigkeit.

„Doch warum gebietet Ihr nicht gleichwohl, daß man die Waffen vertheile?" fragte Jakob ungestüm, seine herabgefallenen Aermel wieder aufstülpend.

„Ich soll gebieten?"

„Ja, Ihr."

„Ich gebiete nicht, Ihr wißt es wohl, mein Bruder," versetzte Borromäus mit Zerknirschung, — „seht Ihr nicht den Gebieter da?"

„In seinem Armstuhle entschlummert, während Jedermann wacht," sagte Jakob mit einem weniger ehrerbietigen als unwilligen Tone, — „der Gebieter?"

Und ein Blick hochmüthigen Einverständnisses schien

bis in die Tiefe des Herzens des Bruders Borromäus dringen zu wollen.

„Achten wir seinen Rang und seinen Schlaf," äußerte dieser, in die Mitte des Gemaches vortretend, und zwar so unglücklich, daß er einen Schemel auf dem Boden umstieß. Obgleich der Teppich das Geräusch des Tabouretes, wie jenes vom Fersenstoße des Bruders Jakob gedämpft hatte, fuhr Dom Modestus bei diesem Geräusche empor, und erwachte. „Wer geht da?" rief er mit der schaudernden Stimme einer eingeschlafenen Schildwache aus.

„Seigneur Prior," sagte Bruder Borromäus, „verzeihet, wenn wir Eure gottselige Betrachtung stören; aber ich komme, um Eure Befehle zu erholen."

„Ah! guten Morgen, Borromäus," erwiederte Gorenflot mit einem leichten Kopfnicken. Dann, nach einem Momente von Nachdenken, während dessen es offenbar schien, daß er so eben alle Saiten seines Gedächtnisses angespannt hatte, fragte er, drei- oder viermal mit den Augen blinzend: „Was für Befehle?"

„Hinsichtlich der Waffen und Rüstungen?"

„Hinsichtlich der Waffen und Rüstungen?" fragte Gorenflot.

„Allerdings. Eure Herrlichkeit hat befohlen, Waffen und Rüstungen zu bringen."

„Wem?"

„Mir."

„Bei Euch hab' ich Waffen bestellt? Ich?"

„Ganz gewiß, Seigneur Prior," antwortete Borromäus mit gleicher und fester Stimme.

„Ich?" wiederholte Dom Modestus auf dem Gipfel des Erstaunens, — „ich? und wann?"

„Vor acht Tagen."

„Ah! — wenn es vor acht Tagen geschah... Aber wozu Waffen?"

„Ihr sagtet zu mir, Seigneur, und ich will Eure eigenen Worte wiederholen, — Ihr sagtet zu mir: „„Bruder Borromäus, es wäre gut, sich Waffen zu verschaffen, um unsere Mönche und unsere Brüder zu bewaffnen; die gymnastischen Uebungen entwickeln die Kräfte des Leibes, wie die gottseligen Ermahnungen jene des Geistes entwickeln."

„Ich sagte dieß?" wiederholte Gorenflot.

„Ja, hochwürdiger Prior, und ich unwürdiger und gehorsamer Bruder habe mich beeilt, Eure Befehle zu vollziehen, und mir Kriegswaffen verschafft."

„Das ist sonderbar," murmelte Gorenflot, „ich erinnere mich an nichts von allem dem."

„Ihr habt sogar, hochwürdiger Prior, den lateinischen Text beigefügt: Militat spiritu, militat gladio."

„O!" rief Dom Modestus, die Augen angelweit aufsperrend, „ich habe den Text beigefügt?"

„Ich habe ein treues Gedächtniß, hochwürdiger Prior," antwortete Borromäus, bescheiden seine Augenlieder senkend.

„Wenn ich es gesagt habe," entgegnete Gorenflot, sachte den Kopf von oben nach unten schüttelnd, „so geschah's, weil ich meine Gründe hatte, es zu sagen, Bruder Borromäus. In der That, es war immer meine Ansicht, daß man den Leib üben müsse, und als ich noch ein einfacher Mönch war, kämpfte ich mit dem

Worte, und sogar mit dem Schwerte. — **Militat — spiritus** ... — Sehr gut, Bruder Borromäus, das war eine Eingebung des Herrn."

„Ich will also Eure Befehle vollends vollziehen, hochwürdiger Prior," sagte Borromäus, mit Bruder Jakob sich entfernend, der, ganz bebend vor Freude, ihn unten an seinem Rocke zog.

„Gehet!" sagte Gorenflot majestätisch.

„Ah! Seigneur Prior," bemerkte Bruder Borromäus, einige Minuten nach seinem Verschwinden wieder eintretend, — „ich vergaß ..."

„Was?"

„Im Sprachzimmer ist ein Freund von Eurer Herrlichkeit, der mit Euch zu sprechen wünscht."

„Wie heißt er?"

„Meister Robert Briquet."

„Meister Robert Briquet," versetzte Gorenflot, „ist kein Freund von mir, Bruder Borromäus, sondern nur ein Bekannter."

„Dann wird ihn Euer Hochwürden nicht empfangen?"

„Allerdings, allerdings," erwiederte Gorenflot nachlässig; „dieser Mann zerstreut mich; laßt ihn heraufkommen."

Bruder Borromäus verbeugte sich zum zweitenmal, und entfernte sich. Bruder Jakob hatte nur einen Satz aus dem Gemache des Priors in die Kammer gemacht, in welcher die Waffen lagen. Fünf Minuten nachher ging die Thüre auf, und Chicot erschien.

Siebentes Kapitel.

Die beiden Freunde.

Dom Modestus gab die scheinheilig gebückte Stellung nicht auf, die er angenommen hatte. Chicot schritt durch das Gemach, um zu ihm zu kommen. Der Prior beliebte nur den Kopf sachte zu neigen, um dem neuen Ankömmlinge anzudeuten, daß er ihn bemerkte. Chicot schien nicht einen einzigen Augenblick über die Gleichgültigkeit des Priors sich zu verwundern; er fuhr fort, zu gehen, und grüßte ihn, als er in einer ehrerbietig bemessenen Entfernung stand. „Guten Morgen, Herr Prior," sagte er.

„Ah! Ihr seyd's," erwiederte Gorenflot, „Ihr auferstehet wieder, wie es scheint?"

„Habt Ihr mich für todt gehalten, Herr Prior?"

„Ei, man sah Euch nicht mehr."

„Ich hatte zu thun."

„Ah!"

Chicot wußte, daß Gorenflot, wofern er nicht durch zwei oder drei Flaschen alten Burgunder erhitzt war, mit Worten geizte. Nun aber, da aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen der noch wenig vorgerückten Tageszeit, Gorenflot noch nüchtern war, nahm er einen guten Armstuhl, setzte sich schweigend in einen Winkel des Kamines, streckte seine Füße auf den Feuerbock aus, und stützte seinen Rücken an die weiche Lehne.

„Werdet Ihr mit mir frühstücken, Herr Briquet?" fragte Dom Modestus.

„Vielleicht, Seigneur Prior.“

„Ihr müßt mir deßhalb nicht zürnen, Herr Briquet, wenn es mir unmöglich würde, mich so lange mit Euch zu unterhalten, als ich wünschte.“

„Und wer, zum Teufel, verlangt es denn von Euch, Herr Prior? **Ventre de biche**, ich ersuchte Euch nicht einmal um ein Frühstück, und Ihr selbst habt es mir angeboten.“

„Gewiß, Herr Briquet,“ sagte Dom Modestus mit einer Besorgniß, welche Chicot's ziemlich fester Ton rechtfertigte; „ja, gewiß, ich hab's Euch angeboten, aber...“

„Aber Ihr glaubtet, daß ich es nicht annehmen würde?“

„O! nein. Ist's meine Gewohnheit, politisch zu seyn, sprecht, Herr Briquet?“

„Man nimmt alle Gewohnheiten an, die man annehmen will, wenn man ein Mann von Eurer Ueberlegenheit ist, Herr Prior,“ antwortete Chicot mit dem nur ihm eigenthümlichen Lächeln.

Dom Modestus schaute Chicot mit den Augen blinzend an. Es war ihm unmöglich, zu errathen, ob Chicot spottete, oder ernstlich sprach. Chicot war aufgestanden.

„Warum stehet Ihr auf, Herr Chicot?“ fragte Gorenflot.

„Weil ich fortgehe.“

„Und warum gehet Ihr fort, da Ihr sagtet, daß Ihr mit mir frühstücken würdet?“

„Zuvörderst sagte ich nicht, daß ich mit Euch frühstücken würde.“

„Um Vergebung, ich hab's Euch angeboten.“

„Und ich antwortete Euch: vielleicht; vielleicht... will nicht sagen: ja.“

„Seyd Ihr böse?“

Chicot begann zu lachen. „Ich sollte böse werden!“ entgegnete er; „und worüber sollte ich böse werden? Darüber, daß Ihr unverschämt, unwissend und plump seyd? O! lieber Seigneur Prior, ich kenne Euch schon allzulange Zeit, um mich über Eure kleinen Unvollkommenheiten zu ärgern.“

Gorenflot, durch diesen treuherzigen Ausfall seines Gastes niedergedonnert, saß mit offenem Munde und ausgestreckten Armen da.

„Lebt wohl, Herr Prior!“ fuhr Chicot fort.

„O! gehet nicht fort.“

„Meine Reise läßt sich nicht verschieben.“

„Ihr reiset?“

„Ich habe eine Mission.“

„Und von wem?“

„Vom Könige.“

Gorenflot wurde immer verblüffter. „Eine Mission,“ sagte er, „eine Mission vom Könige; Ihr habt ihn also wieder besucht?“

„Allerdings.“

„Und wie empfing er Euch?“

„Mit Begeisterung; er hat Gedächtniß, obwohl er ein König ist.“

„Eine Mission des Königs,“ stammelte Gorenflot, „und ich ... unverschämt, unwissend, plump!“ Sein Herz sank zusammen, wie ein Ballon, der durch Nadelstiche seinen Wind verliert.

„Lebt wohl!“ wiederholte Chicot.

Gorenflot erhob sich in seinem Armstuhle, und hielt mit seiner breiten Hand den Flüchtling auf, der, wie wir gestehen, sich gerne Gewalt anthun ließ. „Nun, erklären wir uns,“ sagte der Prior.

„Worüber?“ fragte Chicot.

„Ueber Eure heutige Empfindlichkeit.“

„Ich bin heute, wie immer.“

„Nein.“

„Bloß der Spiegel der Leute, bei denen ich bin.“

„Nein.“

„Ihr lachet, — ich lache, — Ihr schmollet, ich schneide ein Gesicht.“

„Nein, nein, nein!“

„Ja, ja, ja!“

„Wohlan, ich gesteh's, ich war voller Gedanken.“

„Wirklich?“

„Wollet Ihr nicht gegen einen Mann nachsichtig seyn, dem die mühsamsten Arbeiten aufgebürdet sind? Gehört mein Kopf mein, lieber Gott! Ist diese Priorei nicht wie das Gouvernement einer Provinz? Bedenket doch, daß ich zweihundert Mann commandire, daß ich Oekonom, Architect, Intendant, alles zugleich bin, all das, ungerechnet meine geistlichen Verrichtungen.“

„O! dieß ist wirklich zu viel für einen unwürdigen Diener Gottes.“

„O! das klingt ironisch,“ erwiederte Gorenflot; „Herr Briquet, solltet Ihr Eure christliche Barmherzigkeit verloren haben?“

„Hatte ich sie denn?“

„Ich glaube auch, daß der Neid in Euer Benehmen sich mischt; hütet Euch davor, der Neid ist eine Todsünde.“

„Neid in meinem Benehmen! Was kann ich beneiden, ich frage Euch?“

„Hm! Ihr denkt Euch: der Prior Dom Modestus Gorenflot steigt fortwährend, er ist auf der aufsteigenden Linie.“

„Während ich auf der absteigenden Linie bin, nicht wahr?“ entgegnete Chicot ironisch.

„Dieß ist der Fehler Eurer Stellung, Herr Briquet.“

„Herr Prior, erinnert Ihr Euch an den Text des Evangeliums?“

„An welchen Text?“

„Wer sich erhöhet, wird erniedriget, und wer sich erniedriget, erhöhet werden.“

„Hm!“ sagte Gorenflot.

„Schön, jetzt zieht er gar die heiligen Texte in Zweifel, der Ketzer,“ rief Chicot aus, die beiden Hände faltend.

„Ketzer!“ wiederholte Gorenflot; „die Hugenotten sind Ketzer.“

„Schismatiker also.“

„Was wollet Ihr sagen, Herr Briquet? Wahrhaftig, Ihr verblendet mich.“

„Weiter nichts, als daß ich eine Reise antrete, und daß ich kam, um von Euch Abschied zu nehmen. Lebt wohl also, Seigneur Dom Modestus!“

„Ihr werdet mich nicht so verlassen.“

„Allerdings, pardieu!“

„Ihr?“

„Ja, ich.“

„Ein Freund?“

„In der Größe hat man keine Freunde mehr.“

„Ihr, Chicot?“

„Ich bin nicht mehr Chicot, Ihr habet es mir so eben erst zum Vorwurfe gemacht.“

„Ich? Wann?“

„Als Ihr von meiner falschen Stellung sprachet.“

„Vorwurf! Ah! was für Worte Ihr heute gebraucht!“ Und der Prior senkte seinen dicken Kopf, dessen drei Kinne gegen seinen Stierhals gestemmt in ein einziges sich plätteten.

Chicot beobachtete ihn von der Seite; er sah ihn leicht erblassen. „Lebt wohl, und ohne Groll wegen der Wahrheiten, die ich Euch sagte.“

Und er machte eine Bewegung, um fortzugehen.

„Sagt alles zu mir, was Ihr wollet, Herr Chicot,“ erwiederte Dom Modestus, „aber werfet mir keine solche Blicke mehr zu!“

„Ah! ah! es ist ein wenig spät.“

„Nie zu spät! Ei, man reiset nicht, ohne zu essen, was Teufels! das ist nicht gesund, Ihr selbst habt es mir zwanzigmal gesagt! Wohlan, frühstücken wir.“

Chicot war entschlossen, mit einem Schlage wieder in den Besitz aller seiner Vortheile zu kommen.

„Meiner Treue, nein!“ sagte er, „man ißt hier gar zu schlecht.“

Gorenflot hatte alle Angriffe muthig ertragen; diesem unterlag er. „Man ißt hier schlecht?“ stammelte er außer sich.

„Das ist wenigstens meine Meinung," antwortete Chicot.

„Konntet Ihr Euch über Euer jüngstes Mittagsessen beklagen?"

„Der abscheuliche Geschmack davon klebt mir noch jetzt am Gaumen, puh!"

„Ihr sagtet puh," rief Gorenflot aus, die Hände zum Himmel erhebend.

„Ja," erwiederte Chicot entschlossen, „ich sagte puh."

„Aber weßhalb? Sprecht!"

„Die Schweinsrippchen waren schändlich verbrannt."

„O!"

„Die farcirten Ohren krachten nicht zwischen den Zähnen."

„O!"

„Der Kapaun mit Reis roch nur nach Wasser."

„Gerechter Himmel!"

„Von der Kraftsuppe war das Fett nicht abgeschöpft."

„Barmherziger Gott!"

„Auf der durchgeseihten Kraftbrühe sah man ein Oel, das noch jetzt in meinem Magen schwimmt."

„Chicot, Chicot!" seufzte Dom Modestus mit dem nämlichen Tone, womit Cäsar sterbend zu seinem Mörder sagte: „Brutus, Brutus! . . ."

„Ferner könnet Ihr mir keine Zeit weihen."

„Ich?"

„Ihr sagtet zu mir, daß Ihr zu thun habet; sagtet Ihr es zu mir, ja oder nein? Es ginge Euch nur noch ab, ein Lügner zu werden."

„Nun denn, dieses Geschäft kann man aufschieben. Ich sollte eine Sollicitantin empfangen, weiter nichts."

„Empfanget sie also.“

„Nein! nein! lieber Herr Chicot, obgleich sie mir hundert Flaschen sicilianischen Wein geschickt hat.“

„Hundert Flaschen sicilianischen Wein?“

„Ich werde sie nicht empfangen, obgleich sie wahrscheinlich eine sehr vornehme Dame seyn mag; ich werde sie nicht empfangen; ich will nur Euch empfangen, lieber Herr Chicot. Diese vornehme Dame, welche den sicilianischen Wein hundertflaschenweise schickt, möchte mein Beichtkind werden. Wohlan, wenn Ihr es verlanget, werde ich ihr meinen geistlichen Rath verweigern, ihr sagen lassen, sie sollte sich einen andern Beichtvater nehmen.“

„Ihr werdet all das thun?“

„Um mit Euch zu frühstücken, lieber Herr Chicot, um mein Unrecht gegen Euch wieder gut zu machen.“

„Euer Unrecht rührt von Euerm großen Stolze her, Dom Modestus.“

„Ich werde mich demüthigen, mein Freund.“

„Eure insolente Trägheit ablegen.“

„Chicot, Chicot, von morgen an kasteie ich mich, indem ich meine Mönche täglich exercire.“

„Ihr exerciret Eure Mönche?“ versetzte Chicot, die Augen aufsperrend; „und wie exerciren sie? Mit der Gabel?“

„Nein, mit den Waffen?“

„Mit den Waffen exerciren sie?“

„Ja, und das Commandiren ist doch ermüdend.“

„Ihr commandirt bei dem Exerciren der Jakobiner?“

„Wenigstens will ich commandiren."

„Von morgen an?"

„Von heute an, wenn Ihr es verlanget."

„Und wer hat denn diesen Einfall gehabt, Kuttenträger exerciren zu lassen?"

„Ich, wie es scheint," sagte Gorenflot.

„Ihr? Unmöglich!"

„Allerdings, ich ertheilte den Befehl dazu dem Bruder Borromäus."

„Wer ist denn der Bruder Borromäus?"

„Ah! es ist wahr, Ihr kennet ihn nicht."

„Wer ist er?"

„Der Schatzmeister."

„Wie kommst Du zu einem Schatzmeister, den ich nicht kenne, Taugenichts?"

„Er ist seit Eurem jüngsten Besuche hier."

„Und woher kam dieser Schatzmeister zu Dir?"

„Der Herr Cardinal von Guise hat ihn mir empfohlen."

„Persönlich?"

„Brieflich, lieber Herr Chicot, brieflich."

„Sollte es jenes Geiergesicht seyn, das ich unten sah?"

„Ja."

„Das mich meldete?"

„Ja."

„O! o!" versetzte Chicot unwillkürlich, „und welche gute Eigenschaft besitzt dieser vom Herrn Cardinale von Guise so warm empfohlene Schatzmeister?"

„Er rechnet, wie Pythagoras."

„Und mit ihm habt Ihr diese Waffenübungen beschlossen?"

„Ja, mein Freund."

„Das heißt: er hat Euch vorgeschlagen, Eure Mönche zu bewaffnen, nicht wahr?"

„Nein, lieber Herr Chicot, die Idee ist von mir, ganz von mir."

„Und zu welchem Zwecke?"

„Zu dem Zwecke, sie zu bewaffnen."

„Keinen Hochmuth, verhärteter Sünder, der Hochmuth ist eine Todsünde; nicht Ihr seyd auf diese Idee gerathen."

„Ich oder er, ich weiß es nicht mehr recht, ob er oder ich auf diese Idee gerieth. Nein, nein, gewiß bin ich es; es scheint sogar, daß ich bei dieser Gelegenheit sehr verständige und sehr brillante lateinische Worte sprach."

Chicot näherte sich dem Prior. Ihr sprachet lateinische Worte, mein lieber Prior," erwiederte Chicot, „und Ihr erinnert Euch dieser lateinischen Worte?"

„Militat spiritu."

„Militat spiritu, militat gladio."

„So ist's, so ist's!" rief Dom Modestus begeistert aus.

„Nun, nun," äußerte Chicot, „man kann sich unmöglich auf eine anständigere Art entschuldigen, als Ihr es thut, Dom Modestus; ich verzeihe Euch."

„O!" entgegnete Gorenflot gerührt.

„Ihr seyd immer noch mein Freund, mein wahrer Freund."

Gorenflot trocknete sich eine Thräne.

„Aber laßt uns frühstücken, und ich werde mit dem Frühstücke Nachsicht haben.“

„Höret,“ äußerte Gorenflot mit Enthusiasmus, „ich will dem Bruder Koch sagen lassen, daß ich ihn, wenn die Mahlzeit nicht königlich ist, in's Loch stecken lasse.“

„Thut es, thut es,“ erwiederte Chicot, „Ihr seyd der Gebieter, mein lieber Prior.“

„Und wir werden einige Flaschen des Beichtkindes ausstechen.“

„Ich werde Euch mit meiner Einsicht beistehen, mein Freund.“

„Laßt Euch umarmen, Chicot!“

„Erstickt mich nicht, und laßt uns sprechen.“

Achtes Kapitel.

Die Gäste.

Gorenflot säumte nicht lange, seine Befehle zu ertheilen. Wenn der würdige Prior wirklich auf der aufsteigenden Linie sich befand, wie er behauptete, so war er es vorzüglich in dem, was die Details einer Mahlzeit, und die Fortschritte der Kochkunst betraf. Dom Modestus ließ den Bruder Eusebius rufen, der nicht vor seinem Oberhaupte, sondern vor seinem Richter erschien. Aus der Art seiner Vorladung hatte er übrigens errathen, daß hinsichtlich seiner bei dem hochwürdigen Prior etwas Außerordentliches vorfiel.

„Bruder Eusebius," sagte Gorenflot mit einer strengen Stimme, „höret, was Herr Robert Briquet, mein Freund, Euch sagen wird. Ihr vernachläßiget Euch, wie es scheint. Ich hörte von bedeutenden Unrichtigkeiten in Eurer jüngsten Kraftsuppe sprechen, und von einer fatalen Nachläßigkeit hinsichtlich des Krachens Eurer Ohren. Nehmet Euch in Acht, Bruder Eusebius, nehmet Euch in Acht; ein einziger, auf dem bösen Wege gemachter Schritt, reißt den ganzen Leib fort."

Der Mönch erröthete und erblaßte abwechselnd, und stammelte einige Entschuldigung, die nicht zugelassen wurde.

„Genug," sagte Gorenflot.

Bruder Eusebius schwieg.

„Was habt Ihr heute zum Frühstücke?" fragte der hochwürdige Prior.

„Ich habe Rühreier mit Hahnenkämmen."

„Weiter?"

„Farcirte Champignons."

„Weiter?"

„Krebse mit Madera."

„All das ist leichtes Zeug, leichtes Zeug; wir wollen etwas, um einen Grund zu legen . . . sprecht schnell."

„Ich habe außerdem Schinken mit Pistazien."

„Puh!" rief Chicot aus.

„Um Vergebung," unterbrach schüchtern Bruder Eusebius, „er ist in trockenem Xeres gesotten. Ich hab' ihn mit Ochsenfleisch, in einer Marinirung von Oel aus Aix mürbe gemacht, gespickt, so daß man mit dem Fette des Ochsenfleisches das Magere des Schinkens, und mit

dem Fette des Schinkens das Magere des Ochsenfleisches ißt."

Gorenflot wagte einen Blick auf Chicot, mit einer Geberde der Billigung. „Das ist gut, nicht wahr, Herr Robert?"

Chicot machte eine Geberde halber Befriedigung.

„Und was habt Ihr sonst noch?" fragte Gorenflot.

„Man kann Euch sogleich einen Aal zubereiten."

„Weg mit dem Aale!" sagte Chicot.

„Ich glaube, Herr Briquet," versetzte Bruder Eusebius, nach und nach Muth fassend, „ich glaube, daß Ihr von meinen Aalen kosten könnet, ohne es allzusehr zu bereuen."

„Was haben denn Eure Aale Seltenes?"

„Ich füttere sie auf eine besondere Art."

„O! o!"

„Ja," fügte Gorenflot bei, „es scheint, daß die Römer oder Griechen, ich weiß es nicht mehr genau, kurz ein Volk Italiens, die Lampretten fütterten, wie Eusebius. Er las dieß in einem alten Schriftsteller, Namens Suetonius, der über die Küche schrieb."

„Wie, Bruder Eusebius," rief Chicot aus, „Ihr gebet Euren Aalen Menschen zu fressen?"

„Nein, mein Herr, ich hacke die Eingeweide und Lebern von Geflügel und Wildpret fein, thue ein wenig Schweinsfleisch dazu, und mache aus allem dem eine Art von Bratwürstchenfleisch, das ich meinen Aalen vorwerfe, die, im süßen und auf feinem Kiese erneuerten Wasser, in einem Monate fett, und fettwerdend ansehnlich lang werden. Der Aal zum Beispiel, welchen ich

heute dem Seigneur Prior auftischen werde, wiegt neun Pfund."

„Dann ist's eine Schlange," bemerkte Chicot.

„Ein sechs Taje altes Hühnchen verschlang er wie einen Bissen."

„Und wie habt Ihr ihn zubereitet?" fragte Chicot.

„Ja, wie habt Ihr ihn zubereitet?" fragte der Prior.

„Die Haut abgezogen, gebräunt, in Sardellenbutter gethan, in feinem Brodrindenschabsel gerollt, dann wieder zehn Secunden lang auf den Rost gelegt, wornach ich die Ehre haben werde, Euch denselben in einer Piment= und Knoblauchbrühe schwimmend aufzutragen."

„Aber die Brühe?"

„Ja, die Brühe selbst?"

„Eine einfache Brühe von Oel von Aix, mit Citronen und Senf abgetrieben."

„Vortrefflich," sagte Chicot.

Bruder Eusebius athmete wieder.

„Nun fehlen noch die Zuckerbackwerke," bemerkte Gorenflot verständig.

„Ich werde einige Gerichte erfinden, geeignet, vom Seigneur Prior gnädig aufgenommen zu werden."

„Gut, ich verlasse mich hiewegen auf Euch," versetzte Gorenflot, „zeiget Euch meines Vertrauens würdig."

Eusebius verbeugte sich. „Ich darf mich also entfernen?" fragte er.

Der Prior erholte Chicot's Meinung.

„Er mag sich entfernen," sagte Chicot.

„Entfernet Euch, und schicket mir den Bruder Kellermeister.“

Eusebius verbeugte und entfernte sich. Der Bruder Kellermeister folgte dem Bruder Eusebius, und empfing nicht minder genaue und nicht minder ausführliche Befehle. Zehn Minuten später saßen die beiden Gäste an einer mit einem feinen Tischtuche von Linnen bedeckten Tische, in zwei breite, ganz mit Polstern ausgelegte Armstühle vergraben, einander gegenüber, Gabeln und Messer in der Hand, wie zwei Duellanten. Die für sechs Personen hinreichend große Tafel, war doch ganz angefüllt, so viele Flaschen von verschiedenen Formen und Etiketten hatte der Kellermeister aufgehäuft.

Eusebius hatte, getreu dem Programme, so eben Rühreier, Krebse und Champignons gesendet, welche die Luft mit einem wonnigen Wohlgeruche vom Dunste der Trüffeln, frischer Butter, Thymiancrême und Maderaweins erfüllten. Chicot griff wie ein ausgehungerter Mann zu, der Prior dagegen wie ein Mann, der sich selbst, seinem Koche und seinem Gaste mißtraut. Aber nach einigen Minuten verschlang Gorenflot, während Chicot beobachtete. Man fing mit dem Rheinweine an, ging dann zum Burgunder von 1550 über; man machte einen Ausflug in eine Eremitage *), deren Datum man nicht wußte; man nippte vom Saint-perey, endlich machte man sich über den Wein des Beichtkindes her.

„Wie findet Ihr ihn?“ fragte Gorenflot, nachdem

---

*) Hermitage = der Name einer Sorte des rothen Bordeauxweines. D. Ü.

er dreimal davon gekostet hatte, ohne daß er eine Meinung zu äußern wagte.

„Mild, aber leicht," antwortete Chicot; „und wie heißt Euer Beichtkind?"

„Ich kenne es nicht."

„Potz tausend! Ihr wisset seinen Namen nicht?"

„Nein, meiner Treue, wir verhandeln durch Gesandte."

Chicot machte eine Pause, während welcher er sachte die Augen schloß, wie um einen Schluck Wein zu schlürfen, den er in seinem Munde zurückhielt, bevor er ihn hinuntertrank, eigentlich aber, um nachzudenken. „Ich habe also die Ehre," sagte er nach Verlauf von fünf Minuten, „dem Generale einer Armee gegenüber zu diniren?"

„O! mein Gott, ja!"

„Wie, Ihr seufzet, indem Ihr dieß sagt?"

„Ah! das ist sehr ermüdend, ja wohl."

„Ohne Zweifel; aber es ist ehrenvoll, es ist schön."

„Herrlich, nur hab' ich keine Ruhe mehr in den Küchen . . . und vorgestern war ich genöthiget, eine Schüssel bei dem Abendessen wegzulassen."

„Eine Schüssel wegzulassen, und warum denn?"

„Weil mehrere von meinen besten Soldaten, ich muß es gestehen, die Kühnheit hatten, die Schüssel Burgunderweinbeermus unzureichend zu finden, die man am Freitage als drittes Gericht aufträgt."

„Sehet Ihr es? Unzureichend! . . . und was für Gründe gaben sie für diese Unzulänglichkeit an?"

„Sie behaupteten, daß sie noch Hunger hätten, und

verlangten irgend ein Fastenfleisch, z. B. Kriechente, Hummer, oder Fisch von feinem Geschmacke. Was saget Ihr zu diesen Fressern?"

„Ei, wenn diese Mönche übermäßig exerciren, so ist's nicht zu verwundern, daß sie Hunger haben."

„Wo wäre dann das Verdienst?" entgegnete Modestus; „gut essen und gut arbeiten kann Jedermann. Was Teufels! man muß seine Entbehrungen Gott aufopfern können," fuhr der würdige Abt fort, indem er einen Schnitz Schinken und Ochsenfleisch auf einen ohnehin schon ansehnlichen Bissen Galantine thürmte, von welcher Bruder Eusebius nichts gesagt hatte, weil das Gericht zu einfach war, nicht um aufgetragen zu werden, sondern um auf der Karte zu figuriren.

„Trinket, Modestus, trinket," sagte Chicot, „Ihr ersticket sonst, mein lieber Freund; Ihr werdet carmesinroth."

„Das ist Entrüstung," entgegnete der Prior, sein Glas leerend, welches eine halbe Pinte enthielt.

Chicot ließ ihn gewähren, und sagte dann, als Gorenflot sein Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte: „Erzählet doch Eure Geschichte vollends, sie interessirt mich höchlich, mein Ehrenwort. Ihr habt Ihnen also eine Schüssel weggenommen, weil sie fanden, daß sie nicht genug zu essen hätten?"

„Ganz richtig."

„Das ist sinnreich."

„Deßhalb hat auch die Strafe eine derbe Wirkung gemacht; ich glaubte, es würde eine Empörung geben, die Augen funkelten, die Zähne knirschten."

„Sie hatten Hunger," sagte Chicot; „ventre de biche, das ist sehr natürlich."

„Sie hatten Hunger, nicht wahr?"

„Gewiß."

„Ihr sagt es, Ihr glaubt es?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Wohlan, ich bemerkte an jenem Abende ein seltsames Ereigniß, das ich der Prüfung der Wissenschaft empfehle; ich ließ also Bruder Borromäus kommen, und theilte ihm meine Instruktionen hinsichtlich jenes Entziehens einer Schüssel mit, dem ich noch, in Anbetracht der Rebellion, die Entziehung des Weines beifügte."

„Was weiter?" fragte Chicot.

„Um dem Werke die Krone aufzusetzen, befahl ich eine neue Uebung, die Hyder der Empörung zu Boden zu werfen: die Psalmen sagen dieß, wie Ihr wisset; wartet doch: Cabis poriabis diagonem, ei! das kennet Ihr gut, mordieu!"

„Proculcabis draconem *)," sagte Chicot, indem er dem Prior einschenkte.

„Draconem, so heißt's, bravo; eben recht, da wir vom Drachen sprechen, esset doch von diesem Aale; es wässert einem der Mund darnach, er ist köstlich!"

„Ich danke, ich kann nicht mehr athmen; aber erzählet, erzählet!"

„Was?"

„Euer seltsames Ereigniß."

„Welches? Ich erinnere mich seiner nicht mehr."

*) „Du wirst den Drachen niedertreten." D. Ü.

„Jenes, das Ihr den Gelehrten empfehlen wollet.“

„Ah! ja, ich hab's, sehr gut.“

„Sprecht!“

„Ich ordne also eine Uebung für den Abend an; ich war darauf gefaßt, meine Schlingel ausgemergelt, blaß, schwitzend zu sehen, und hatte eine ziemlich schöne Predigt über den Text vorbereitet: Derjenige, welcher mein Brod ißt . . .“

„Trockenes Brod,“ bemerkte Chicot.

„So ist's, trockenes Brod,“ rief Gorenflot aus, mit einem cyclopischen Lachen seine gewaltigen Kinnladen aufsperrend. „Ich hätte eine Anspielung gemacht, und lachte zum Voraus ganz allein eine Stunde darüber, als ich mitten im Hofe vor einem Truppe lebhafter, kräftiger, wie Heuschrecken springender Bursche ankomme, und dieß ist das Blendwerk, über welches ich die Gelehrten befragen will.“

„Worin bestand das Blendwerk?“

„Man roch den Wein auf eine Meile.“

„Den Wein? Bruder Borromäus hatte Euch also verrathen?“

„O! auf Borromäus kann ich mich verlassen,“ rief Gorenflot aus, „der ist der personificirte passive Gehorsam: ich dürfte zu dem Bruder Borromäus sagen, er solle sich langsam am Feuer braten, und er würde sogleich selbst den Rost holen, und die Reisbünde anzünden.“

„Da müßt Ihr ein schlechter Physiognomiker seyn,“ erwiederte Chicot, sich die Nase kratzend, „mir kommt er durchaus nicht so vor.“

„Das ist möglich, aber ich kenne meinen Borromäus, siehst Du, wie ich Dich kenne, mein lieber Chicot," sagte Dom Modestus, der zärtlich wurde, wenn er betrunken wurde.

„Und Du sagst, daß sie nach Wein rochen?"

„Borromäus?"

„Nein, Deine Mönche."

„Wie Weinfässer, und dabei waren sie roth, wie Krebse; ich bemerkte es dem Borromäus."

„Bravo!"

„Ah! ich nehme mir kein Blatt vor den Mund."

„Und was antwortete er?"

„Warte, das war sehr spitzfindig."

„Ich glaub's."

„Er antwortete, daß ein sehr lebhaftes Gelüst die nämlichen Wirkungen hervorbringe, wie die Befriedigung."

„O! o!" versetzte Chicot; „das ist wahrhaftig sehr spitzfindig, wie Du sagst, ventre de biche! Dein Borromäus ist ein sehr bewanderter Mann; ich wundere mich nicht mehr, daß seine Nase und seine Lippen so dünn sind; und dieß überzeugte Dich?"

„Völlig, und Du selbst wirst überzeugt werden; doch nähere Dich mir ein wenig, denn ich kann mich ohne Betäubung nicht mehr bewegen."

Chicot näherte sich. Gorenflot machte aus seiner Hand einen akustischen Hörtrichter, den er an Chicot's Ohr hielt.

„Nun denn?" fragte Chicot.

„Warte doch, ich bewege mich. Ihr erinnert Euch an die Zeit, da wir jung waren, Chicot?"

„Ich erinnere mich an sie.“

„An die Zeit, da das Blut heiß war . . . da die unehrbaren Gelüste . . .?“

„Prior, Prior!“ unterbrach ihn der keusche Chicot.

„Das sind nur die Worte des Bruders Borromäus, und ich behaupte, daß er Recht habe; bringt nicht bisweilen das Gelüst die Täuschungen der Wirklichkeit hervor? . . .“

Chicot begann so heftig zu lachen, daß der Tisch mit allen Flaschen wie der Fußboden eines Schiffes zitterte. „Gut, gut,“ sagte er, „ich will zu Bruder Borromäus in die Schule gehen, und wenn er mit seinen Theorien mich gut wird erfüllt haben, werde ich Euch um eine Gnade bitten, Hochwürdiger.“

„Und sie wird Euch gewährt werden, Chicot, wie Alles, was Ihr von Eurem Freunde verlangt. Sagt an, was für eine Gnade verlangt Ihr?“

„Daß Ihr mir die Verwaltung der Priorei nur acht Tage lang übertraget.“

„Und was werdet Ihr während dieser acht Tage thun?“

„Ich werde Bruder Borromäus mit seinen Theorien füttern, ich werde ihm eine leere Schüssel und ein leeres Glas vorsetzen, und zu ihm sagen: „Wünschet mit der ganzen Kraft Eures Hungers und Durstes einen Truthahn mit Champignons und eine Flasche Chambertin; aber hütet Euch, mit diesem Chambertin Euch zu betrinken; hütet Euch, von diesem Truthahne eine Unverdaulichkeit zu bekommen, lieber Bruder Philosoph.“

„Du glaubst also nicht an das Gelüst, Heide?“ fragte Gorenflot.

„Gut, gut, ich glaube, was ich glaube; doch brechen wir das Gespräch über diese Theorien ab."

„Meinetwegen," sagte Gorenflot, „brechen wir ab, und sprechen wir ein wenig von der Wirklichkeit."

Und Gorenflot füllte sich ein Glas bis an den Rand. „Auf jene gute Zeit, von der Du so eben sprachest, Chicot," rief er aus, „auf unsere Abendmahlzeiten im Fruchthorne!"

„Bravo, ich glaubte, Du habest all das vergessen, Hochwürdiger."

„Weltling, all das schläft unter der Majestät meiner Stellung, aber, morbleu! ich bin noch immer der Nämliche. Und Gorenflot begann sein Lieblingslied anzustimmen, ungeachtet der St's Chicot's:

„Hat seine Last verloren
Der Esel, seinen Propf der Wein,
Spitzt jener seine Ohren,
Und aus der Flasche schenkt man ein.
Leichtsinniger's gibt's nimmer,
Als einen Mönch, der tüchtig trinkt,
Und nichts, was wär' noch schlimmer,
Als so ein Mönch, dem Freiheit winkt. *)"

„St doch, Unglücklicher!" sagte Chicot; „wenn

---

*) Bekanntlich bilden „Die Fünfundvierzig" die Fortsetzung des Werkes: Die Dame von Monsoreau, historisch-romantisches Sittengemälde von Alexander Dumas, in sechs Theilen, deutsch von Friedrich Wilhelm Bruckbräu, Augsburg, 1846. v. Jenisch und Stage'sche Buchhaudlung. Im dritten Theile dieses so eben genannten Werkes, Seite 80, hat Gorenflot dieses Liedchen unsern verehrten Lesern schon früher vorgesungen. D. Ü.

Bruder Borromäus einträte, könnte er glauben, daß Ihr seit acht Tagen nichts gegessen und getrunken habet."

„Wenn Borromäus einträte, würde er mit uns singen."

„Ich glaube nicht."

„Und ich sage Dir's."

„Schweige doch, und antworte auf meine Fragen!"

„So sprich!"

„Du lässest mir keine Zeit dazu, Trunkenbold!"

„O! ich ein Trunkenbold!"

„Nun, die Waffenübung macht, daß Dein Kloster in eine wahre Caserne verwandelt ist."

„Ja, mein Freund, das ist das rechte Wort, eine wahre Caserne, eine wahre Caserne; am jüngsten Donnerstage ... war's am Donnerstage? Ja, es war am Donnerstage; warte doch, ich weiß nicht mehr, ob es am Donnerstage war."

„Am Donnerstage oder Freitage, das Datum thut nichts zur Sache."

„Richtig, es kommt nur auf die Sache an, auf weiter nichts, nicht wahr? Wohlan, am Donnerstage oder Freitage traf ich im Corridor zwei Novizen, die sich auf den Säbel schlugen, mit zwei Secundanten, welche sich anschickten, ebenfalls vom Leder zu ziehen."

„Und was thatest Du?"

„Ich ließ mir eine Peitsche bringen, um die Novizen zu fuchteln, welche entflohen; aber Borromäus ..."

„Ah! ah! Borromäus, wieder Borromäus."

„Immer."

„Aber Borromäus ..."

„Borromäus hat sie erwischt, und dergestalt gepeitscht, daß die Unglücklichen noch immer das Bett hüten.“

„Ich wünsche ihre Schultern zu sehen, und die Kraft der Arme des Bruders Borromäus zu würdigen,“ versetzte Chicot.

„Wir sollten uns die Mühe geben, andere Schultern zu sehen, als Schultern von Schöpsen? Niemals! Esset doch von diesen Aprikosenkrapfen.“

„Nein, morbleu! ich würde ersticken.“

„So trinket!“

„Auch nicht: ich muß noch gehen.“

„Wohlan, glaubst Du denn, daß ich nicht auch gehen muß? Und dennoch trink' ich.“

„O! Ihr, das ist etwas Anderes, und zudem müßt Ihr Eure Lungenflügel stärken, um die Commandoworte zu rufen.“

„Aber ein Glas noch, nur noch ein Glas von diesem Verdauungsliköre, dessen Geheimniß nur Eusebius besitzt.“

„Einverstanden.“

„Er ist so wirksam, daß, hätte man auch wie ein Wolf gegessen, zwei Stunden nach dem Mittagsmahle der Hunger sich nothwendigerweise wieder einstellen würde.“

„Welch' ein Recept für die Armen! Wisset Ihr, daß ich, wäre ich König, dem Eusebius den Kopf abschlagen ließe? Sein Likör vermöchte ein Königreich auszuhungern. O! o! was ist dieß?“

„Das Exerciren beginnt,“ antwortete Gorenflot.

Wirklich hatte man so eben vom Hofe herauf einen lauten Lärm von Stimmen und Eisenwerk gehört.“

„Ohne den Anführer?" sagte Chicot; „o! o! das sind ziemlich schlecht disciplinirte Soldaten, wie mir dünkt."

„Ohne mich? niemals," erwiederte Gorenflot; „übrigens kann dieß nicht seyn, begreifst Du? weil ich commandire, weil ich der Exercirmeister bin, und der Beweis davon ist, daß ich den Bruder Borromäus höre, welcher kommt, um meine Befehle zu erholen."

Wirklich trat in demselben Momente Borromäus ein, einen Seitenblick auf Chicot schleudernd, rasch, wie des Panthers tückischer Pfeil. „O! o!" dachte Chicot, „Du thatest Unrecht, diesen Blick auf mich zu schleudern, — er hat Dich verrathen!"

„Seigneur Prior," sagte Borromäus, „man wartet nur noch auf Euch, um die Waffen- und Küraßschau zu beginnen."

„Kürasse! o! o!" sagte Chicot ganz leise bei sich; „ich kenne mich gleich aus." Und er stand hastig auf.

„Ihr werdet meinen Manövern beiwohnen," sagte Gorenflot, ebenfalls sich erhebend, wie es ein Marmorblock machen würde, welcher Beine bekäme; „Euern Arm, mein Freund: Ihr werdet eine schöne Unterweisung sehen."

„So viel ist richtig, daß der Seigneur Prior ein gründlicher Taktiker ist," äußerte Borromäus, Chicot's unstörbare Physiognomie prüfend.

„Dom Modestus ist ein in jeder Sache überlegener Mann," entgegnete Chicot, sich verbeugend. Dann murmelte er ganz leise bei sich: „O! o! vorsichtig, mein kleiner Adler, oder dieser Geier da würde Dir die Federn ausrupfen."

Neuntes Kapitel.

Bruder Borromäus.

Als Chicot, den hochwürdigen Prior stützend, über die große Treppe in den Hof der Priorei kam, war der Anblick genau derjenige einer ungeheuern Caserne in voller Thätigkeit. In zwei Haufen getheilt, jeder zu hundert Mann, warteten die Mönche, die Hellebarde, die Pike oder die Muskete beim Fuß, wie Soldaten auf das Erscheinen ihres Commandanten. Ungefähr fünfzig der Stärksten und Eifrigsten hatten ihre Köpfe mit Helmen oder Sturmhauben bedeckt; ein Gürtel befestigte ein langes Schwert an ihre Lenden; es fehlten ihnen nur mehr ein Handschild, um den alten Medern, oder aufwärtsstehende Augen, um den modernen Chinesen zu gleichen. Andere prangten hochmüthig mit gewölbten Kürassen, auf denen sie gerne einen Blechhandschuh klappern ließen. Andere endlich, in Arm- und Beinschienen eingeschlossen, übten sich in der Bewegung ihrer durch diese theilweisen Schildkrötenschaalen der Elasticität beraubten Gelenke.

Bruder Borromäus nahm einen Helm aus den Händen eines Novizen, und setzte ihn sich mit einer eben so raschen, eben so regelmäßigen Bewegung auf den Kopf, als es ein deutscher Reiter oder Landsknecht hätte thun können. Während er ihn unter dem Kinne zuschnallte, konnte Chicot sich nicht enthalten, den Helm zu betrachten, und während er ihn betrachtete, lächelte sein Mund; endlich ging er lächelnd um Borromäus

herum, wie um ihn von allen Seiten zu bewundern. Er that noch mehr, er näherte sich dem Schatzmeister, und strich mit der Hand über eine von den Unebenheiten des Helmes. „Ihr habt da eine prächtige Pickelhaube, Bruder Borromäus,“ sagte er; „wo habt Ihr sie denn gekauft, mein lieber Prior?“

Gorenflot konnte nicht antworten, weil man ihn eben in einen glänzenden Küraß steckte, der, obwohl geräumig genug, um den Farnesischen Herkules unterzubringen, die üppigen Wellenformen des Fleisches des würdigen Priors schmerzlich zusammenpreßte. „Zwängt nicht so, mordieu!“ rief Gorenflot aus, „preßt nicht so stark, ich müßte ersticken, ich hätte keine Stimme mehr. Genug! genug!“

„Ihr fragtet, glaub' ich, den hochwürdigen Prior,“ sagte Borromäus, „wo er meinen Helm kaufte?“

„Ich fragte den hochwürdigen Prior darum, und nicht Euch,“ versetzte Chicot, „weil ich voraussetze, daß in diesem Kloster, wie in allen übrigen, nichts ohne Befehl des Superiors geschieht.“

„Gewiß,“ äußerte Gorenflot, „hier geschieht nichts ohne meinen Befehl; was fragt Ihr, lieber Herr Briquet?“

„Ich frage den Bruder Borromäus, ob er weiß, woher er diesen Helm hat?“

„Er befand sich bei einer Lieferung von Rüstungen, welche der hochwürdige Prior gestern gekauft hat, um das Kloster zu bewaffnen.“

„Ich?“ fragte Gorenflot.

„Eure Herrlichkeit hat befohlen, wie sie sich erinnert,

daß man mehrere Helme und Kürasse hierher bringe, und man hat die Befehle Eurer Herrlichkeit vollzogen."

„Es ist wahr, es ist wahr," erwiederte Gorenflot.

„Ventre de biche!" sagte Chicot, „mein Helm war also seinem Herrn sehr zugethan, da er, nachdem ich ihn gestern selbst in das Hôtel Guise trug, wie ein verlorener Hund mich in der Priorei der Jakobiner wieder aufsucht?"

In diesem Momente bildeten sich auf eine Geberde des Bruders Borromäus die regelmäßigen Linien, und Stille trat in den Reihen ein. Chicot setzte sich auf eine Bank, um den Manövern bequem beizuwohnen. Gorenflot stand aufrecht auf seinen Beinen, wie auf zwei Pfosten.

„Achtung!" rief Bruder Borromäus ganz leise. Dom Modestus zog einen riesigen Säbel aus seiner eisernen Scheide, schwang ihn in der Luft, und schrie mit einer Stentorstimme: „Achtung!"

„Euer Hochwürden möchte sich vielleicht durch das Commandiren ermüden," sagte nun Bruder Borromäus mit liebreicher Zuvorkommenheit. — „Euer Hochwürden war diesen Morgen leidend; wenn es ihr beliebt, ihre kostbare Gesundheit zu schonen, werde ich heute bei der Uebung commandiren."

„Ich bin's zufrieden," sagte Dom Modestus; „ich bin wirklich leidend, ich erſticke."

Borromäus verbeugte sich, und stellte sich, als ein an solche Arten von Beistimmung gewöhnter Mann, vor die Front des Truppes.

„Welch' ein gefälliger Diener!" sagte Chicot, „dieser Bursche ist eine wahre Perle."

„Er ist charmant, ich sagte es Dir ja," erwiederte Dom Modestus.

„Ich bin überzeugt, daß er Dir alle Tage das Nämliche thut," äußerte Chicot.

„O! alle Tage, — er ist unterwürfig, wie ein Sclave; ich kann ihm nur seine Zuvorkommenheiten zum Vorwurfe machen. Die Demuth ist nicht Knechtschaft," fügte Gorenflot auf eine spruchreiche Art bei.

„So daß Du wirklich hier nichts zu thun hast, und auf beiden Ohren schlafen kannst: Bruder Borromäus wacht für Dich!"

„O! mein Gott, ja."

„Dieß wollte ich wissen," sagte Chicot, dessen Aufmerksamkeit ganz allein auf den Bruder Borromäus gerichtet war.

Der Schatzmeister der Mönche war herrlich anzuschauen, gleich einem Schlachtrosse unter dem Harnische stolzirend. Sein erweitertes Auge sprühte Flammen, sein kräftiger Arm führte so geschickte Stösse mit dem Schwerte, daß man ihn für einen Fechtmeister hätte halten mögen, der vor einem Peloton Soldaten sich abmühete. So oft Borromäus einen Lehrvortrag machte, wiederholte ihn Gorenflot, hinzufügend: „Borromäus hat Recht; — ich sagte es Euch ja schon; erinnert Euch doch an meinen gestrigen Unterricht. Nehmet die Waffe von der einen Hand in die andere . . . haltet die Pike, haltet sie doch, — die Spitze bis zur Höhe des Auges; Haltung, bei dem heiligen Georg! das Knie gestreckt!

halbe Schwenkung links ist genau das Nämliche, wie halbe Schwenkung rechts, ausgenommen daß es ganz das Gegentheil ist."

„Ventre de biche!" sagte Chicot, „Du bist ein geschickter Exerciermeister."

„Ja, ja," erwiederte Gorenflot, sein dreifaches Kinn streichelnd, „ich verstehe das Manöver ziemlich gut."

„Und Du hast an Borromäus einen vortrefflichen Zögling."

„Er hat mich begriffen," sagte Gorenflot, „er ist sehr intelligent."

Die Mönche führten den militärischen Lauf aus, eine Art von Manöver, das damals sehr im Schwunge war, die Waffenausfälle, die Schwertausfälle, die Pikenausfälle und die Schießübungen. Als man an diese letztere Uebung kam, sagte der Prior zu Chicot: „Du wirst meinen kleinen Jakob sehen."

„Wer ist der kleine Jakob?"

„Ein hübscher Junge, den ich um mich haben wollte, weil er ein ruhiges Aeußere und eine kräftige Hand besitzt, und bei allem dem die Lebhaftigkeit des Salpeters."

„Ah! wahrhaftig! Und wo ist denn dieser charmante Junge?"

„Warte, warte, ich will ihn Dir zeigen; dort, sieh, dort unten: jener, der eine Muskete in der Hand hält, und sich anschickt, zuerst zu schießen."

„Schießt er gut?"

„Auf hundert Schritte fehlt der Schlingel keinen Rosennobel." *)

*) Eine alte englische Goldmünze mit dem Zeichen einer Rose, ungefähr 20 Livres. D. Ueb.

„Das ist ein Bursche, der bei der Messe herrlich dienen muß; aber warte doch ebenfalls."

„Was denn?"

„Ja doch, nein doch."

„Du kennest meinen kleinen Jakob?"

„Nicht im mindesten von der Welt."

„Aber Anfangs glaubtest Du ihn zu kennen?"

„Ja, es dünkte mir, eines Tages, oder vielmehr in einer Nacht, da ich in einem Beichtstuhl eingeschlossen war, in einer Kirche ihn gesehen zu haben. — Doch nein, ich täuschte mich, er war es nicht."

Dießmal, wir müssen es gestehen, waren Chicot's Worte mit der Wahrheit nicht genau im Einklange. Chicot war ein allzu guter Physiognomiker, um ein Gesicht zu vergessen, wenn er es einmal gesehen hatte.

Während er, ohne es zu vermuthen, der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Priors und dessen Freundes war, lud der kleine Jakob, wie ihn Gorenflot nannte, wirklich eine schwere Muskete, so lang wie er selbst; nachdem sie geladen war, pflanzte er sich stolz hundert Schritte weit vom Ziele hin, zog mit ganz militärischer Genauigkeit sein rechtes Bein zurück, und zielte. Der Schuß fiel, und die Kugel schlug mitten in das Ziel unter lautem Beifalle der Mönche.

„Gott'sblitz! das ist gut gezielt," sagte Chicot, „und, auf mein Wort, er ist ein hübscher Junge."

„Ich danke, mein Herr," erwiederte Jakob, dessen blasse Wangen mit einer leichten Röthe des Vergnügens sich färbten.

„Du handhabst die Waffen geschickt, mein Junge," bemerkte Chicot.

„Ich übe mich ja," entgegnete Jakob.

Und mit diesen Worten legte er seine Muskete ab, die nach der so eben bethätigten Geschicklichkeitsprobe überflüßig geworden war, und nahm aus den Händen seines Nachbars eine Pike, mit welcher er ein Rad schlug, das Chicot vortrefflich ausgeführt fand. Chicot erneuerte seine Complimente.

„Mit dem Schwerte kann er ganz besonders gut umgehen," sagte Dom Modestus. „Jene, die sich darauf verstehen, halten ihn für sehr bewandert; freilich hat der Schlingel Kniekehlen von Eisen, Handgelenke von Stahl, und ficht vom Morgen bis zum Abend."

„Ah! das möcht' ich sehen," erwiederte Chicot.

„Wollt ihr seine Stärke hierin prüfen?" fragte Borromäus.

„Ich möchte eine Probe davon erhalten," antwortete Chicot.

„O!" fuhr der Schatzmeister fort, „mich vielleicht ausgenommen, ist hier Niemand im Stande, mit ihm zu kämpfen; besitzet Ihr eine gewisse Stärke darin?"

„Ich bin nur ein armer Bürger," entgegnete Chicot, den Kopf schüttelnd; „ehemals handhabte ich meinen Raufdegen wie ein Anderer, aber jetzt zittern meine Beine, mein Arm schwankt, und ich habe meinen Kopf nicht mehr recht beisammen."

„Aber Ihr fechtet doch noch immer?" fragte Borromäus.

„Ein wenig," antwortete Chicot mit einem Blicke auf Gorenflot, der den Lippen desselben den Namen

Nicolas David entlockte. Doch Borromäus sah das Lächeln nicht, Borromäus hörte diesen Namen nicht, und befahl mit einem Lächeln voll Ruhe, daß man die Rappiere und die Fechtvisire bringen solle.

Ganz bebend vor Freude unter seiner kalten und düstern Hülle, schürzte Jakob sein Gewand bis zu den Knien, und versicherte seine Sandale durch ein stoßweises Reiben auf dem Sande.

„Da ich weder ein Mönch noch ein Soldat bin," sagte Chicot, „so hab' ich schon geraume Zeit nicht mehr gefochten; seyd daher so gefällig, ich bitte Euch, Bruder Borromäus, der Ihr aus lauter Muskeln und Sehnen bestehet, dem Bruder Jakob Unterricht zu geben. Williget Ihr ein, lieber Prior?" fragte Chicot Dom Modestus.

„Ich gebiete es!" declamirte der Prior, immer entzückt, dieses Wort anzubringen.

Borromäus nahm seinen Helm ab: Chicot beeilte sich, seine beiden Hände darzureichen, und der in Chicot's Hände gelegte Helm, gestattete von Neuem seinem ehemaligen Besitzer, die Identität desselben herzustellen; während unser Bürger diese Untersuchung vornahm, schürzte der Schatzmeister sein Gewand in seinen Gürtel, und machte sich fertig. Alle Mönche, vom Corpsgeist beseelt, bildeten einen Kreis um den Zögling und Professor. Gorenflot neigte sich zum Ohre seines Freundes. „Das ist eben so unterhaltend, wie das Vespersingen, nicht wahr?" sagte er treuherzig.

„So sagen die leichten Reiter," antwortete Chicot mit der nämlichen Treuherzigkeit.

Die beiden Kämpfer setzten sich in's Lager; Borromäus, mager und nervig, hatte den Vortheil der Gestalt, und überdieß jenen der Haltung und Erfahrung. Das Feuer sprühte in lebhaften Strahlen aus Jakob's Augen, und belebte seine Oberbacken mit einer fieberhaften Röthe. Man sah nach und nach die religiöse Maske des Borromäus fallen, der, das Rappier in der Hand, von der so lockenden Uebung des Geschicklichkeitswettkampfes hingerissen, in einen Krieger sich verwandelte; er begleitete jeden Stoß mit einer Ermahnung, mit einem Rathe, mit einem Vorwurfe; aber oft triumphirten die Kraft, die Schnelligkeit, der Schwung Jakob's über die Eigenschaften seines Lehrmeisters, und Bruder Borromäus erhielt manchen guten Stoß mitten auf die Brust. Chicot wendete kein Auge von diesem Schauspiele ab, und zählte die Knopfstösse. Als die Fechtübung zu Ende war, oder vielmehr, als die Fechter eine erste Pause machten, sagte Chicot: „Jakob hat sechsmal, Bruder Borromäus neunmal getroffen; das ist sehr hübsch für den Schüler, aber nicht genug für den Meister.“

Ein für Jedermann, Chicot ausgenommen, unmerkbarer Blitz, zuckte aus den Augen des Bruders Borromäus, und offenbarte einen neuen Zug seines Charakters.

„Gut,“ dachte Chicot, „er ist hochmüthig.“

„Mein Herr,“ erwiederte Borromäus mit einer Stimme, die er nur mit großer Mühe süßlich machen konnte, „die Waffenrüstung ist für Jedermann sehr hart, und vorzüglich für arme Mönche, wie wir.“

„Gleichviel,“ sagte Chicot, entschlossen, den Meister

Borromäus in seine letzten Verschanzungen zu treiben, „der Meister soll nicht weniger als die Hälfte Vortheil über seinen Schüler haben.“

„Ah! Herr Briquet,“ versetzte Borromäus ganz blaß, und sich auf die Lippen beißend, „Ihr sprechet sehr entscheidend, dünkt mir.“

„Gut, er ist zornig,“ dachte Chicot, „zwei Todsünden; man sagt, daß eine einzige genügt, um einen Menschen in's Verderben zu stürzen; ich habe gutes Spiel.“ Dann fuhr er ganz laut fort: „Und wenn Jakob mehr Ruhe hätte, so bin ich überzeugt, daß er gleiches Spiel machen würde.“

„Ich glaube nicht,“ äußerte Borromäus.

„Wohlan, ich weiß es gewiß.“

„Herr Briquet, der das Fechten versteht,“ sagte Borromäus mit einem bitteren Tone, „sollte vielleicht selbst die Kraft Jakob's versuchen; er könnte dann besser darüber urtheilen.“

„O! ich... ich bin alt,“ entgegnete Chicot.

„Ja, aber geschickt,“ sagte Borromäus.

„Ah! Du spottest,“ dachte Briquet; „warte, warte; doch ein Umstand,“ fuhr er fort, „nimmt meiner Bemerkung etwas an ihrem Werthe.“

„Welcher Umstand?“

„Daß Bruder Borromäus, als würdiger Lehrmeister, Jakob, dessen bin ich gewiß, ein wenig aus Gefälligkeit treffen ließ.“

„Ah! ah!“ rief Jakob, die Stirne runzelnd, aus.

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte Borromäus, sich bewältigend, aber innerlich erbittert; „ich liebe Jakob

gewiß, aber ich verderbe ihn nicht mit solchen Arten von Gefälligkeiten."

„Das ist erstaunlich," sagte Chicot, wie mit sich selbst sprechend, „ich glaubte es; entschuldiget mich."

„Aber da Ihr so sprecht," bemerkte Borromäus, „so versucht es doch, Herr Briquet."

„O! jagt mir keine Furcht ein," erwiederte Chicot.

„Seyd unbesorgt, mein Herr," entgegnete Borromäus, „man wird Nachsicht mit Euch haben. Man kennt die Gebote der Kirche."

„Heide!" murmelte Chicot.

„Nun, Herr Briquet, nur einen einzigen Gang."

„Versuch's," sagte Gorenflot, „versuch's!"

„Ich werde Euch nicht wehe thun, mein Herr," äußerte Jakob, der nun ebenfalls die Partei seines Lehrmeisters ergriff, und seinerseits wünschte, ein wenig seinen Groll an ihm auszulassen, „ich habe eine sanfte Hand."

„Ein lieber Junge!" murmelte Chicot, auf den jungen Mönch einen unaussprechlichen Blick heftend, der mit einem schweigenden Lächeln schloß. „Nun," sagte er, „weil es Jedermann will..."

„Ah bravo!" riefen die Betheiligten mit dem Gelüste des Triumphes.

„Nur sag' ich es Euch zum voraus," fügte Chicot bei, „daß ich nicht mehr als drei Gänge annehme."

„Wie es Euch belieben wird, mein Herr," versetzte Jakob.

Und langsam von der Bank sich erhebend, zu welcher er zurückgekehrt war, um sich zu setzen, knüpfte

Chicot sein Wams zu, zog seinen Fechthandschuh an, und befestigte sein Visir mit der Behendigkeit einer Schildkröte, welche Mücken fängt.

„Wenn dieser es zum Pariren gerader Stöße bringt," flüsterte Borromäus Jakob zu, „so fechte ich nicht mehr mit Dir, ich sag's Dir zum voraus."

Jakob machte ein Zeichen mit dem Kopfe, von einem Lächeln begleitet, welches bedeutete: „Seyd unbesorgt, Meister."

Chicot, noch immer mit der nämlichen Langsamkeit und Umsicht, setzte sich in's Lager, seine großen Arme und langen Beine ausstreckend, die er durch ein Wunder von Genauigkeit so vertheilte, daß er die ungeheure Schnellkraft und unberechenbare Tragweite derselben verhehlte.

Zehntes Kapitel.

Die Lection.

Die Fechtkunst war zu der Zeit, von welcher wir nicht nur die Ereignisse zu erzählen, sondern auch die Sitten und Gewohnheiten zu schildern versuchen, nicht das, was sie heut zu Tage ist. Die zweischneidigen Schwerter machten, daß man fast eben so oft Hieb- als Stichwunden versetzte; überdieß diente die linke, mit einem Dolche bewaffnete Hand, eben so wohl zur Vertheidigung als zum Angriffe; daraus erfolgte eine Menge von Wunden oder vielmehr Schrammen, die bei einem

wirklichen Kampfe ein mächtiges Aufreizungsmittel waren. Als Quelus *) sein Blut aus achtzehn Wunden verlor, stand er noch aufrecht, fuhr fort zu kämpfen, und wäre nicht zu Boden gestürzt, hätte ihn nicht eine neunzehnte Wunde auf's Krankenlager geworfen, das er nur verließ, um in das Grab zu steigen.

Die Fechtkunst, aus Italien gebracht, aber noch in der Kindheit der Kunst, bestand also zu jener Zeit aus einer Menge von Schwenkungen, die den Fechter bedeutend von seinem Platze entfernten, und auf einem zufällig gewählten Terrain, in den mindesten Unebenheiten des Bodens eine Menge von Hindernissen treffen mußten. Es war nicht selten, den Fechter sich verlängern, sich verkürzen zu sehen, rechts springen, links springen, eine Hand auf den Boden stützen; die Behendigkeit nicht nur der Hand, sondern auch der Beine, des ganzen Leibes, mußte eine von den ersten Bedingungen der Kunst seyn. Chicot schien die Fechtkunst nicht in dieser Schule erlernt zu haben; im Gegentheile hätte man meinen mögen, daß er die moderne Kunst ahnete, deren ganze Ueberlegenheit und vorzüglich deren ganze Anmuth, in der Behendigkeit der Hände, und fast in der Unbeweglichkeit des Leibes besteht. Er stellte sich gerade und fest auf beide Beine, mit einem geschmeidigen und zugleich nervigen Handgelenke, mit einem Degen, der von der Spitze bis zur Hälfte der Klinge ein

*) Der Name eines Günstlings des Königs Heinrich III. der in der „Dame von Monsoreau" eine Rolle spielt. D. Ueb.

biegsames und geschmeidiges Rohr, und vom Stichblatte bis zur Mitte ein unbiegsamer Stahl war.

Bei den ersten Gängen, als er diesen ehernen Mann vor sich sah, dessen Handgelenk ihm lebendig schien, fühlte Jakob Anfälle von Fechterungeduld, die auf Chicot keine andere Wirkung hervorbrachten, als seinen Arm und sein Bein bei der mindesten Blöße abzuspannen, die er in der Fechtart seines Gegners bemerkte, und man begreift, daß bei dieser Gewohnheit, eben sowohl zu hauen als zu stechen, diese Blössen häufig waren. Bei jeder dieser Blössen verlängerte sich also dieser große Arm um drei Fuß, und führte gerade auf die Brust des Bruders einen eben so methodischen Knopfstoß, wie wenn ein Mechanismus ihn gelenkt hätte, und nicht ein unsicheres und ungleiches Organ von Fleisch. Bei jedem dieser Knopfstösse machte Jakob, roth vor Zorn und Wetteifer, einen Satz rückwärts. Zehn Minuten lang enfaltete der Junge alle Hülfsmittel seiner wunderbaren Behendigkeit; er sprang wie eine Tigerkatze, wand sich wie eine Schlange, schlich unter die Brust Chicot's, sprang rechts und links; aber dieser ersah mit seiner ruhigen Miene und seinem großen Arme die rechte Zeit, parirte das Rappier seines Gegners, und versetzte ihm stets den schrecklichen Knopfstoß.

Bruder Borromäus erblaßte von dem Zurückströmen aller Leidenschaften, die ihn eben erst überreizt hatten. Endlich stürzte Jakob zum letztenmal auf Chicot, der, da er ihn sehr fest auf seinen Beinen erblickte, ihm eine Blöße bot, damit er weit ausfallen sollte. Jakob unterließ nicht, dieß zu thun, und Chicot, kräftig pari=

rend, drängte den armen Schüler so heftig von der Gleichgewichtslinie weg, daß er die Haltung verlor und zu Boden stürzte. Chicot war, unbeweglich wie ein Felsen, auf dem nämlichen Platze geblieben.

Bruder Borromäus biß seine Finger bis auf's Blut. „Ihr sagtet uns nicht, mein Herr, daß Ihr beständig auf dem Fechtboden seyd," sagte er.

„Er geht nie aus!" rief Gorenflot, ganz erstaunt, aber voll Freude in Folge eines leicht begreiflichen Freundschaftsgefühles.

„Wie soll ich, ein armer Bürger," äußerte Chicot, „ich, Robert Briquet, beständig auf dem Fechtboden seyn, ah! Herr Schatzmeister!"

„Aber um einen Degen zu handhaben, wie Ihr, mein Herr," rief Bruder Borromäus aus, „muß man sich ungeheuer geübt haben."

„Ei! mein Gott! ja, mein Herr," antwortete Chicot gutmüthig, „ich habe wirklich bisweilen gefochten, aber dabei immer etwas beobachtet."

„Was?"

„Daß für den Fechter der Hochmuth ein schlimmer und der Zorn ein schlechter Gehülfe ist; höret nun, mein werther Bruder Jakob," fügte er bei, „Ihr habt ein tüchtiges Handgelenk, aber weder Beine noch Kopf, Ihr seyd schnell, überlegt aber nicht; das Fechten bedingt drei wesentliche Dinge: zunächst den Kopf, dann die Hand und die Beine; mit dem ersten kann man sich vertheidigen, mit dem ersten und zweiten kann man siegen, aber alle drei vereinigend siegt man immer."

„O! mein Herr," sagte Jakob, „fechtet doch mit Bruder Borromäus; dieß wird gewiß sehr schön zu sehen seyn."

Chicot wollte geringschätzig den Vorschlag ablehnen, aber er überlegte, daß der hochmüthige Schatzmeister vielleicht einen Vortheil daraus ziehen könnte. „Meinetwegen," erwiederte er, „und wenn Bruder Borromäus einwilliget, steh' ich ihm zu Befehl."

„Nein, mein Herr," entgegnete der Schatzmeister, „ich würde geschlagen; ich will es lieber gestehen als erproben."

„O! wie bescheiden, wie liebenswürdig er ist!" sagte Gorenflot.

„Du irrest Dich," flüsterte ihm der unbarmherzige Chicot in's Ohr, „er ist ein Eitelkeitsnarr; hätte ich in seinem Alter eine solche Gelegenheit gefunden, ich würde auf den Knien um die Lection gebeten haben, welche Jakob so eben erhielt."

Dieß gesagt, nahm Chicot wieder seinen gewölbten Rücken, seine krummen Beine, seine ewige Grimasse an, und setzte sich wieder auf seine Bank. Jakob folgte ihm; die Bewunderung gewann bei dem Jünglinge die Oberhand über die Scham der Niederlage. „Gebet mir doch Unterricht, Herr Robert," sagte er; „der Seigneur Prior wird es erlauben, nicht wahr, Euer Hochwürden?"

„Ja, mein Kind," antwortete Gorenflot, „mit Vergnügen."

„Ich will Eurem Lehrmeister nicht in's Gehege gehen, mein Freund," erwiederte Chicot, — „und er grüßte Borromäus.

Borromäus nahm das Wort. „Ich bin nicht der einzige Lehrmeister Jakob's," sagte er; „ich bin nicht der einzige Fechtlehrer hier; da ich nicht allein die Ehre habe, so erlaubt, daß die Niederlage nicht allein auf meine Rechnung komme."

„Wer ist denn sein anderer Professor?" beeilte sich Chicot zu fragen, indem er Borromäus erröthen sah, was die Furcht verrieth, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben.

„Niemand," antwortete Borromäus, „Niemand."

„Doch, doch," sagte Chicot, „ich hörte sehr gut. Wer ist denn Eurer anderer Lehrmeister, Jakob?"

„Ja, ja," bemerkte Gorenflot, „ein dicker Kurzer, den Ihr mir vorstelltet, Borromäus, und der bisweilen hieher kommt; ein gutes Gesicht, und ein ergötzlicher Trinker."

„Ich erinnere mich nicht mehr an seinen Namen," sagte Borromäus.

Bruder Eusebius näherte sich auf eine einfältige Weise mit seiner scheinheiligen Miene und seinem an Gürtel steckenden Messer. „Ich weiß seinen Namen," sagte er.

Borromäus machte ihm wiederholt Zeichen, die er nicht sah.

„Meister Bussy-Leclerc ist's," fuhr er fort, „welcher Professor der Fechtkunst in Brüssel war."

„Ah! so, so," erwiederte Chicot, „Meister Bussy-Leclerc! ein tüchtiger Fechter, meiner Treue!" Und indem Chicot dieß mit der ganzen Treuherzigkeit sprach, deren er fähig war, fing er im Fluge den wüthenden Blick

auf, welchen Borromäus auf den unglücklichen Wohldiener schleuderte.

„Ei, ich wußte nicht, daß er Bussy-Leclerc heiße. Man vergaß, mich davon in Kenntniß zu setzten," bemerkte Gorenflot.

„Ich glaubte nicht, daß der Name im mindesten von der Welt Eure Herrlichkeit interessire," sagte Borromäus.

„In der That," erwiederte Chicot, „es hat nichts auf sich, wer Fechtmeister ist, wofern er nur gut ist."

„In der That, es hat nichts auf sich," versetzte Gorenflot, „wofern er nur gut ist."

Und hiermit nahm er den Weg nach der Treppe seiner Wohnung, von der allgemeinen Bewunderung begleitet. Das Exerciren war beendiget. Am Fuße der Treppe wiederholte Jakob seine an Chicot gestellte Bitte zum großen Mißvergnügen des Borromäus; aber Chicot antwortete: „Ich verstehe mich nicht auf's Erklären, mein Freund; ich habe mich ganz allein durch Nachdenken und Uebung ausgebildet; macht es, wie ich, jedem gesunden Verstande nützt das Gute."

Borromäus commandirte eine Bewegung, welche alle Mönche, der Rückkehr wegen, gegen die Gebäude wendete. Gorenflot stützte sich auf Chicot, und ging majestätisch die Treppe hinauf. „Ich hoffe," sagte er mit Stolz, „daß dieß ein dem Dienste des Königs ergebenes Haus, und zu etwas gut ist, he!"

„Alle Wetter! ich glaub's wohl," sagte Chicot. „Man sieht hübsche Dinge, hochwürdiger Prior, wenn man zu Euch kommt."

„All das in einem Monate, in weniger als einem Monate.“

„Und von Euch zu Stande gebracht?“

„Von mir zu Stande gebracht, von mir allein, wie Ihr sehet,“ antwortete Gorenflot, sich in die Brust werfend.

„Das ist mehr, als ich erwartete, mein Freund, — und wenn ich von meiner Mission zurückkehren werde...“

„Ah! es ist wahr, lieber Freund, sprechen wir doch ein wenig von Eurer Mission.“

„Um so lieber, als ich eine Botschaft oder vielmehr einen Boten vor meiner Abreise an den König schicken muß.“

„An den König, lieber Freund? Einen Boten? Ihr correspondirt also mit dem Könige?“

„Unmittelbar.“

„Und Ihr braucht einen Boten, sagt Ihr?“

„Ich brauche einen Boten.“

„Wollet Ihr einen von unsern Brüdern? — Es würde dem Kloster zur Ehre gereichen, wenn einer von unsern Brüdern den König sähe.“

„Gewiß.“

„Ich will Euch zwei von unsern besten Beinen zur Verfügung stellen; aber erzählet mir, Chicot, wie der König, der Euch für todt hielt...“

„Ich sagte es Euch schon: ich lag nur in einem Todesschlafe, und erwachte wieder im rechten Momente.“

„Und wieder in Gunst gekommen?“ fragte Gorenflot.

„Mehr als jemals,“ antwortete Chicot.

„Dann könntet Ihr ja,“ bemerkte Gorenflot inne=

haltend, „dem Könige Alles sagen, was wir in seinem Interesse hier thun.“

„Ich werde es nicht unterlassen, mein Freund, ich werde es nicht unterlassen, seyd unbesorgt.“

„O! lieber Chicot!“ rief Gorenflot aus, der sich schon als Bischof sah.

„Aber zuvörderst muß ich Euch um zwei Sachen ersuchen.“

„Um welche?“

„Erstens: um Geld, — das der König Euch zurückbezahlen wird.“

„Um Geld?“ rief Gorenflot aus, hastig aufstehend; „meine Geldkassen sind damit angefüllt.“

„Ihr seyd sehr glücklich, meiner Treue,“ sagte Chicot.

„Wollet Ihr tausend Thaler?“

„Nein, das ist bei weitem zu viel, lieber Freund; ich bin bescheiden in meinen Neigungen, demüthig in meinen Wünschen; meine Gesandtenwürde macht mich nicht stolz, und ich verberge sie lieber, als daß ich mich ihrer rühme. Hundert Thaler werden mir genügen.“

„Hier sind sie. Und die zweite Sache?“

„Ein Begleiter.“

„Ein Begleiter?“

„Ja, um mir Gesellschaft zu leisten; ich liebe die Gesellschaft.“

„Ah! mein Freund, wenn ich noch frei wäre, wie ehemals!“ sagte Gorenflot seufzend.

„Ja, aber Ihr seyd es nicht mehr.“

„Die hohe Stellung kettet mich an,“ murmelte Gorenflot.

„Ach!“ versetzte Chicot, „man kann nicht Alles zugleich haben; da ich Eurer ehrenvollen Begleitung mich nicht erfreuen kann, liebster Prior, werde ich mich also mit jener des kleinen Bruders Jakob begnügen.“

„Des kleinen Bruders Jakob?“

„Ja, der Junge gefällt mir.“

„Und Du hast Recht, Chicot, er ist ein seltener Mensch, und wird es noch weit bringen.“

„Ich will ihn vorläufig zweihundertfünfzig Meilen weit mitnehmen, wenn Du ihn mir überläßest.“

„Er gehört Dein, mein Freund.“

Der Prior schlug auf eine Glocke, bei deren Klange ein dienstthuender Bruder herbeieilte. „Der Bruder Jakob, und der Bruder, welcher die Gänge in die Stadt zu besorgen hat, sollen heraufkommen.“

Zehn Minuten später erschienen Beide auf der Thürschwelle.

„Jakob,“ sagte Gorenflot, „ich übertrage Euch eine außerordentliche Mission.“

„Mir, Herr Prior?“ fragte der Jüngling erstaunt.

„Ja, Ihr werdet Herrn Robert Briquet auf einer weiten Reise begleiten.“

„O!“ rief der junge Bruder mit reiselustiger Begeisterung aus, „ich soll mit Herrn Briquet reisen, in die frische Luft, in die Freiheit kommen! Ah! Herr Robert Briquet, wir werden alle Tage fechten, nicht wahr?“

„Ja, mein Junge.“

„Und ich darf meine Büchse mitnehmen.“

„Du darfst sie mitnehmen.“

Jakob sprang mit Freudenschreien zum Gemache hinaus.

„Ich bitte Euch, hinsichtlich der Commission Eure Befehle zu ertheilen. Tretet vor, Bruder Panurge!“

„Panurge?“ sagte Chicot, in welchem dieser Name Erinnerungen weckte, die nicht ohne Lieblichkeit waren. „Panurge?“

„Ach! ja,“ entgegnete Gorenflot, „ich wählte diesen Bruder, der, wie der andere, Panurge heißt, um ihn die Gänge machen zu lassen, die der andere machte.“

„Unser alter Freund ist also außer Dienst!“

„Er ist todt,“ antwortete Gorenflot, „er ist todt!“

„O!“ äußerte Chicot mitleidig; „so viel ist richtig, daß er altern mußte.“

„Er war neunzehn Jahre alt, mein Freund, neunzehn Jahre.“

„Das ist ein Fall von merkwürdiger langer Lebensdauer,“ bemerkte Chicot; „nur die Klöster liefern solche Beispiele.“

Eilftes Kapitel.

Das Beichtkind.

Der vom Prior angekündigte Panurge erschien bald. Es geschah gewiß nicht in Folge seiner moralischen oder physischen Beschaffenheit, daß man ihn wählte, um seinen verstorbenen Namensvetter zu ersetzen, denn nie war ein intelligenteres Gesicht durch die Verleihung eines Eselsnamens entehrt worden. Bruder Panurge glich mit seinen kleinen Augen, mit seiner spitzigen Nase und sei-

nem vorragenden Kinne einem Fuchse. Chicot schaute ihn einen Augenblick an, und schien während dieses Augenblickes, wie kurz er auch war, den Boten des Klosters nach seinem Werthe gewürdiget zu haben."

Panurge blieb demüthig bei der Thüre stehen.

„Kommet her, Herr Kurier," sagte Chicot; „kennet Ihr das Louvre?"

„Ja, mein Herr," antwortete Panurge.

„Und kennet Ihr einen gewissen Heinrich von Valois im Louvre?"

„Den König?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob er der König ist," versetzte Chicot, „man pflegt ihn jedoch so zu nennen."

„Ich werde also mit dem Könige zu thun haben?"

„So ist's; kennet Ihr ihn?"

„Sehr gut, Herr Briquet."

„Wohlan, Ihr werdet ihn zu sprechen verlangen."

„Wird man mich vorlassen?"

„Bis zu seinem Kammerdiener, ja; Euer Gewand ist ein Paß; Seine Majestät ist sehr religiös, wie Ihr wisset."

„Und was soll ich zum Kammerdiener Seiner Mastät sagen?"

„Ihr werdet sagen, daß Ihr vom Schatten gesendet seyet."

„Von welchem Schatten?"

„Die Neugier ist ein garstiger Fehler, mein Bruder."

„Verzeihet."

„Ihr werdet also sagen, daß Ihr vom Schatten gesendet seyd."

„Ja."

„Und daß Ihr den Brief erwartet.“

„Welchen Brief?“

„Schon wieder!“

„Ah! richtig.“

„Mein Hochwürdiger,“ sagte Chicot, zu Gorenflot sich wendend, „der andere Panurge wäre mir wirklich lieber.“

„Ist dieß Alles, was ich zu thun habe?“ fragte der Kurier.

„Ihr werdet beifügen, daß der Schatten, ganz sachte auf der Straße nach Charenton dahinwandernd, warten wird.“

„Auf dieser Straße muß ich dann zu Euch kommen?“

„Richtig.“

Panurge näherte sich der Thüre, und hob den Vorhang auf, um sich zu entfernen; es dünkte Chicot, daß Bruder Panurge, indem er diese Bewegung ausführte, einen Horcher demaskirte. Uebrigens sank der Vorhang wieder so schnell herab, daß Chicot nicht hätte verbürgen können, ob, was er für eine Wirklichkeit hielt, nicht eine Vision war. Chicot's spitzfindiger Verstand führte ihn sehr schnell fast zur Gewißheit, daß Bruder Borromäus der Horcher war. „Ah! Du horchest,“ dachte er; „desto besser; in diesem Falle will ich für Dich sprechen.“

„Ihr seyd also mit einer Mission des Königs beehret, lieber Freund,“ sagte Gorenflot.

„Mit einer vertraulichen, ja.“

„Die sich auf Politik bezieht, vermuth ich?“

„Ich auch.“

„Wie? Ihr wisset nicht, mit welcher Mission Ihr beauftragt seyd?"

„Ich weiß, daß ich einen Brief überbringe, weiter nichts."

„Ohne Zweifel ein Staatsgeheimniß?"

„Ich glaube."

„Und Ihr heget keine Vermuthung?"

„Wir sind hinreichend allein, daß ich Euch sagen kann, was ich denke, nicht wahr?"

„Sprecht; ich bin ein Grab für Geheimnisse."

„Wohlan, der König hat sich endlich entschlossen, dem Herzoge von Anjou beizustehen."

„Wirklich?"

„Ja, Herr von Joyeuse mußte deßhalb heute Nacht abreisen."

„Aber Ihr, mein Freund?"

„Ich reise Spanien zu."

„Und wie reiset Ihr?"

„Ei, wie wir es ehemals machten, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, je nachdem es sich treffen wird."

„Ihr werdet an Jakob einen guten Reisegefährten haben, und Ihr thatet wohl daran, ihn zu verlangen; der kleine Schlingel versteht Lateinisch."

„Ich gestehe, was mich betrifft, daß er mir sehr gefällt."

„Dieß wäre hinreichend, daß ich ihn Euch gäbe, mein Freund; aber ich glaubte, daß er Euch zudem im Falle eines Angriffes ein tüchtiger Beistand seyn werde."

„Ich danke, mein Freund; jetzt, glaub' ich, brauch' ich nur mehr von Euch Abschied zu nehmen."

„Lebt wohl!“

„Was macht Ihr?“

„Ich schicke mich an, Euch meinen Segen zu geben.“

„Pah! das ist unter uns überflüssig,“ sagte Chicot.

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Gorenflot, „das ist für Fremde gut.“

Und die beiden Freunde umarmten sich zärtlich.

„Jakob!“ rief der Prior, „Jakob!“

Panurge wies sein Mardergesicht zwischen den beiden Thürvorhängen. „Wie! Ihr seyd noch nicht fortgegangen?“ sagte Chicot.

„Verzeihet, mein Herr.“

„Gehet schnell,“ fuhr Gorenflot fort, „Herr Briquet hat Eile; wo ist Jakob?“

Bruder Borromäus erschien ebenfalls, mit süßlicher Miene und lächelndem Munde. „Bruder Jakob?“ wiederholte der Prior.

„Bruder Jakob ist fortgegangen,“ sagte der Schatzmeister.

„Warum fortgegangen?“ rief Chicot aus.

„Habt Ihr nicht gewünscht, daß Jemand in's Louvre gehe, mein Herr?“

„Dieß war ja Bruder Panurge,“ sagte Gorenflot.

„O! ich Dummkopf! ich hatte Jakob verstanden,“ versetzte Borromäus, sich an die Stirne schlagend.

Chicot runzelte die Stirne; aber das Bedauern des Borromäus war dem Anscheine nach so aufrichtig, daß ein Vorwurf grausam gewesen wäre. „Ich werde also warten,“ sagte er, „bis Jakob zurückgekehrt seyn wird.“

Borromäus verbeugte sich, und runzelte ebenfalls die

Stirne. „Eben recht," sagte er, „ich vergaß dem Seigneur Prior zu melden, und war sogar deßhalb heraufgegangen, daß die unbekannte Dame so eben ankam, und bei Euer Hochwürden Audienz zu erhalten wünscht."

Chicot spitzte gewaltig die Ohren.

„Allein?" fragte Gorenflot.

„Mit einem Begleiter."

„Ist sie jung?" fragte Gorenflot.

Borromäus schlug züchtig die Augen nieder. „Gut, er ist ein Heuchler," dachte Chicot.

„Sie scheint noch jung," antwortete Borromäus.

„Mein Freund," sagte Gorenflot, zu dem falschen Robert Briquet sich wendend, „Du begreifst . . ."

„Ich begreife," versetzte Chicot, „und verlasse Euch; ich werde in einem anstoßenden Zimmer oder im Hofe warten."

„Recht so, mein lieber Freund."

„Es ist weit von hier in's Louvre, mein Herr," bemerkte Borromäus, „und Jakob kann lange ausbleiben, insbesondere wenn die Person, an welche Ihr schreibet, vielleicht zögern wird, einen Brief von Wichtigkeit einem jungen Menschen anzuvertrauen."

„Ihr macht diese Bemerkung ein wenig spät, Bruder Borromäus."

„Ei, ich wußte es nicht; wenn man mir das Vertrauen geschenkt hätte . . ."

„Gut, gut, ich will mich langsam auf den Weg nach Charenton machen; der Bote, wer er auch seyn mag, wird mich auf dem Wege einholen."

Und er ging nach der Treppe.

„Nicht auf dieser Seite, mein Herr, wenn es beliebt," sagte Borromäus rasch, „die unbekannte Dame geht hier herauf, und wünscht sehr, Niemanden zu begegnen."

„Ihr habt Recht," entgegnete Chicot lächelnd, „ich werde über die kleine Treppe hinabgehen."

Und er ging zu einer Nebenthüre, die in ein kleines Cabinet führte.

„Und ich werde die Ehre haben," sagte Borromäus, „das Beichtkind bei dem hochwürdigen Prior einzuführen."

„Recht so," erwiederte Gorenflot.

„Ihr wisset den Weg?" fragte Borromäus besorgt.

„Vortrefflich."

Und Chicot entfernte sich durch das Cabinet. Nach diesem Cabinete kam ein Zimmer; die Geheimtreppe führte auf die Flur dieses Zimmers. Chicot hatte die Wahrheit gesprochen, er kannte den Weg, aber er erkannte das Zimmer nicht wieder. Es war seit seinem jüngsten Besuche sehr verändert: aus einem friedlichen war es ein kriegerisches geworden; die Wände waren mit Waffen tapezirt, die Tische und Consolen mit Säbeln, Degen und Pistolen beladen; alle Winkel enthielten ein Nest von Musketen und Büchsen. Chicot blieb in diesem Zimmer einen Augenblick stehen; er empfand das Bedürfniß, nachzudenken.

„Man verbirgt mir Jakob, man verbirgt mir die Dame, man schiebt mich über die kleinen Treppen fort, um die große Treppe frei zu lassen, das heißt, man will mich vom Mönchlein entfernen, und mir die Dame verbergen, das ist klar. Ich muß demnach, als guter Feld-

herr, genau das Gegentheil von dem thun, was man wünscht, daß ich thun soll. Ich werde folglich Jakob's Rückkehr erwarten, und mich so postiren, daß ich die geheimnißvolle Dame sehen kann. O! o! in diesem Winkel liegt ein schönes, geschmeidiges, feines Panzerhemd von auserlesener Härtung."

Er hob es bewundernd auf. „Gerade ein solches suchte ich," sagte er, „leicht wie Linnen; es ist viel zu eng für den Prior, und man sollte wahrhaftig meinen, dieses Hemd sey für mich gemacht worden; ich will es also von Dom Modestus borgen, und es ihm bei meiner Heimkehr zurückgeben."

Und Chicot legte hurtig das Panzerhemd zusammen, und steckte es unter sein Wams. Er befestigte den letzten Nestel, als Bruder Borromäus auf der Schwelle erschien. „O! o!" murmelte Chicot, „wieder Du, aber Du kommst zu spät, Freund."

Und seine großen Arme hinter seinem Rücken kreuzend, und sich rückwärts lehnend, that Chicot, als ob er die Trophäen bewundere.

„Herr Robert Briquet sucht irgend eine ihm taugliche Waffe?" fragte Borromäus.

„Ich, lieber Freund?" erwiederte Chicot; „mein Gott, was thät ich mit einer Waffe?"

„Ei, wenn man so gut damit umgehen kann."

„Theorie, lieber Bruder, Theorie weiter nichts: ein armer Bürger, wie ich, kann gewandte Arme und Beine haben, aber was ihm fehlt, was ihm stets fehlen wird, ist der Muth eines Soldaten. Das Rappier glänzt ziemlich zierlich in meiner Hand, aber glaubet mir, Jakob

triebe mich mit der Spitze eines Degens von hier bis Charenton."

„Wirklich?" entgegnete Borromäus, halb überzeugt von der so einfachen und so gutmüthigen Miene Chicot's, der, was wir bemerken wollen, so eben buckliger, krümmer und schielender als jemals sich gemacht hatte.

„Und überdieß gebricht es mir an Athem," fuhr Chicot fort; „Ihr habt bemerkt, daß ich nicht zurücktreten kann; die Beine sind erbärmlich, das ist vorzüglich mein Gebrechen."

„Werdet Ihr mir erlauben, Euch zu bemerken, mein Herr, daß dieses Gebrechen noch größer ist, wenn man reisen, als wenn man fechten will?"

„Ah! Ihr wisset, daß ich reise," antwortete Chicot nachlässig.

„Panurge sagte mir's," entgegnete Borromäus erröthend.

„Ei, das ist drollig, ich glaubte nicht, mit Panurge davon gesprochen zu haben; aber gleichviel, ich habe keine Ursache, mich zu verbergen. Ja, mein Bruder, ich mache eine kleine Reise; ich gehe in meine Heimath, wo ich begütert bin."

„Wisset Ihr, Herr Briquet, daß Ihr dem Bruder Jakob eine sehr große Ehre verschaffet?"

„Jene, mich zu begleiten?"

„Zuvörderst, dann aber . . . den König zu sehen."

„Oder seinen Kammerdiener, denn es ist möglich, und selbst wahrscheinlich, daß Bruder Jakob sonst nichts sehen wird."

„Ihr seyd also ein Vertrauter des Louvre?"

„O! einer der Vertrautesten, mein Herr, ich lieferte dem Könige und den jungen Seigneurs des Hofes gewalkte Strümpfe.“

„Dem Könige?“

„Ich hatte seine Kundschaft bereits, da er erst noch Herzog von Anjou war. — Bei seiner Rückkehr von Polen erinnerte er sich meiner, und machte mich zum Lieferanten des Hofes.“

„Da habt Ihr eine schöne Bekanntschaft, Herr Briquet.“

„Die Bekanntschaft Seiner Majestät?“

„Ja.“

„Dieß sagt nicht Jedermann, Bruder Borromäus.“

„O! die Liguisten.“

„Jedermann ist es jetzt ein wenig oder viel.“

„Sicher seyd Ihr es ein wenig?“

„Warum?“

„Wenn man den König kennt.“

„Ei, ei, ich habe meine Politik, wie die Andern,“ sagte Chicot.

„Ja, aber Eure Politik ist im Einklange mit jener des Königs.“

„Verlaßt Euch nicht darauf, wir streiten oft.“

„Wenn Ihr streitet, warum vertraut er Euch eine Mission an?“

„Eine Commission, wollt Ihr sagen.“

„Mission oder Commission, das ist kein großer Unterschied; beide bedingen Vertrauen.“

„Ah! wenn ich nur meine Maßnehmungen gut zu treffen weiß, mehr verlangt der König nicht.“

„Eure Maßnehmungen?“

„Ja.“

„Politische Maßnehmungen, Finanzmaßnehmungen?“

„Nein, Maßnehmungen von Stoffen.“

„Wie so?“ fragte Borromäus verblüfft.

„Gewiß; Ihr werdet begreifen.“

„Sprecht!“

„Ihr wisset, daß der König eine Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau in Chartres gemacht hat“

„Ja, um einen Erben zu erwirken.“

„Richtig. Ihr wisset, daß es ein sicheres Mittel giebt, zu dem Erfolge zu gelangen, welchen der König erstrebt?“

„Jedenfalls scheint es, daß der König dieses Mittel nicht anwendet.“

„Bruder Borromäus!“ sagte Chicot.

„Was?“

„Ihr wisset sehr gut, daß es sich darum handelt, einen Erben der Krone durch ein Wunder, und nicht anders zu erwirken.“

„Und dieses Wunder verlangt man . . .?“

„Von Unserer lieben Frau in Chartres.“

„Ah ja, das Hemd?“

„So ist's. Der König hat dieser guten Jungfrau Maria ihr Hemd genommen, und es der Königin gegeben, so daß er ihr gegen dieses Hemd ein Kleid geben will, gleich jenem Unser Lieben Frau zu Toledo, welches, wie man sagt, das schönste und kostbarste Jungfrauenkleid ist, das auf der Welt existirt.“

„Deßhalb gehet Ihr . . .“

„Nach Toledo, lieber Bruder Borromäus, nach Toledo, um das Maß von diesem Kleide zu nehmen, und ein gleiches machen zu lassen."

Borromäus schien unschlüssig zu seyn, ob er Chicot auf's Wort glauben sollte, oder nicht. Nach reiflicher Erwägung sind wir zu denken ermächtiget, daß er es nicht glaubte.

„Ihr sehet also ein," fuhr Chicot fort, wie wenn er dessen völlig unkundig gewesen wäre, was im Geiste des Bruders Schatzmeister vorging, „Ihr sehet also ein, daß mir die Gesellschaft von Geistlichen unter diesen Umständen sehr angenehm gewesen wäre. Aber die Zeit entschwindet, Jakob kann nun nicht mehr lange ausbleiben. Uebrigens will ich ihn draußen erwarten, etwa bei dem Kreuze Faubin."

„Ich glaube, daß dieß besser seyn wird."

„Ihr werdet also die Gefälligkeit haben, ihn gleich nach seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen?"

„Ja."

„Und Ihr werdet ihn mir schicken?"

„Ich werde es nicht unterlassen."

„Ich danke, lieber Bruder Borromäus, und bin entzückt, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben."

Beide verbeugten sich: Chicot entfernte sich über die kleine Treppe. Hinter ihm verriegelte Bruder Borromäus die Thüre.

„Ja, ja," sagte Chicot, „es ist daran gelegen, scheint es, daß ich die Dame nicht sehe; es handelt also darum, sie zu sehen."

Und um diesen Plan auszuführen, verließ Chicot

die Priorei der Jakobiner so sichtbar als möglich, sprach einen Augenblick mit dem Bruder Pförtner, und ging gegen das Kreuz Faubin mitten auf der Straße. Doch bei dem Kreuze Faubin angekommen, verschwand er an der Mauerecke eines Pachtgutes, und schlich dort, überzeugt, allen Spähern des Priors trotzen zu können, hätten sie auch Falkenaugen, wie Borromäus, die Gebäude entlang, zog sich in einem Graben an einer Hecke hin, die einen rechten Winkel bildete, und gelangte, ohne bemerkt worden zu seyn, zu einer ziemlich dichten Hagebuchenhecke, die sich gerade dem Kloster gegenüber hindehnte. An diesem Punkte angekommen, der ihm ein solches Beobachtungscentrum bot, wie er es wünschen konnte, setzte oder vielmehr legte er sich, und wartete, bis Bruder Jakob in das Kloster zurückkehren, und die Dame herauskommen würde.

Zwölftes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Chicot, wie man weiß, brauchte nicht lange, um einen Entschluß zu fassen. Er entschloß sich, zu warten, und zwar möglichst bequem. Er machte sich ein Fenster durch die dichte Hagebuchenwand, um die Fortgehenden und Ankommenden nicht unbemerkt passiren zu lassen. Die Straße war öde. So weit Chicot's Blick reichen konnte, sah man weder Reiter, noch Neugierige, noch Landleute. Die ganze Menge vom vorigen Tage war

mit dem Schauspiele verschwunden, das sie veranlaßt hatte. Chicot sah also nur einen ziemlich armselig gekleideten Mann, der quer über die Straße ging, und mit einem langen spitzigen Stabe auf dem Pflaster Seiner Majestät des Königs von Frankreich eine Messung vornahm. Chicot hatte durchaus nichts zu thun. Er war entzückt, diesen guten Mann gefunden zu haben, den er als Richtkorn benützen konnte. Was maß er? Warum maß er? Dieß waren eine Minute lang die ernstesten Erwägungen des Meisters Robert Briquet. Er entschloß sich also, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Leider fesselte in dem Momente, da der Mann, mit seiner Messung fertig geworden, den Kopf aufheben wollte, eine wichtigere Entdeckung seine ganze Aufmerksamkeit, indem sie ihn nöthigte, seine Blicke auf einen andern Punkt zu richten. Die beiden Flügel der Glasthüre von Gorenflot's Balkone gingen auf, und man sah die erkleckliche runde Masse des Dom Modestus erscheinen, der mit seinen großen Glotzaugen, seinem Festtagslächeln und seinen galantesten Manieren, eine unter einem Mantel von pelzverbrämtem Sammet fast vergrabene Dame führte.

„O! o!“ sagte Chicot bei sich, „das ist das Beichtkind. Der Gang ist jugendlich; wir wollen ein wenig den Kopf sehen; so, gut, wendet Euch noch ein wenig auf diese Seite; vortrefflich! Es ist wahrhaftig sonderbar, daß ich an allen Gesichtern, die ich sehe, Aehnlichkeiten finde. Das ist eine ärgerliche Sucht von mir! Gut . . . da ist jetzt der begleitende Cavalier. O! o! In diesem irre ich mich nicht, es ist wohl Mayneville.

Ja, ja, der aufgedrehte Knebelbart, der Degen mit dem Muschelkorbe, er ist's; doch wir wollen ein wenig Schlüsse ziehen: wenn ich hinsichtlich Mayneville's mich nicht täusche, **ventre de biche**! warum sollte ich in Bezug auf Frau von Montpensier mich täuschen? Denn diese Frau, ei ja! morbleu! ist die Herzogin."

Chicot gab, wie man glauben darf, von diesem Momente an den messenden Mann auf, um die beiden berühmten Personen nicht aus den Augen zu verlieren. Nach Verlauf einer Secunde sah er hinter ihnen das blasse Gesicht des Borromäus erscheinen, den Mayneville öfter fragte.

„Richtig," sagte er, „Alle sind's; bravo, conspiriren wir, das ist Mode; aber was Teufels! will etwa die Herzogin sich bei Dom Modestus einquartiren, da sie doch schon das Landhaus Belesbat, hundert Schritte von hier, besitzt?"

In diesem Augenblicke erhielt Chicot's Aufmerksamkeit einen neuen Spannungsgrund. Während die Herzogin mit Gorenflot sprach, oder vielmehr ihn zu sprechen veranlaßte, machte Herr von Mayneville Jemanden draussen eine Geberde. Chicot hatte doch Niemand gesehen, außer den messenden Mann. Wirklich galt ihm diese Geberde; daraus erfolgte, daß der messende Mann nicht mehr maß. Er blieb dem Balkone gegenüber stehen, im Provile, und das Gesicht gegen Paris zu wendend. Gorenflot setzte seine Liebenswürdigkeiten mit dem Beichtkinde fort. Herr von Mayneville flüsterte Borromäus in's Ohr, und dieser begann sogleich hinter dem Prior auf eine für Chicot unverständliche, aber, wie es schien,

für den messenden Mann klare Weise zu gesticuliren, denn er entfernte sich, und postirte sich auf einen andern Punkt, wo ihn eine neue Geberde von Borromäus und Mayneville wie eine Bildsäule bannte. Nach einigen Secunden der Unbeweglichkeit, auf ein neues, vom Bruder Borromäus gegebenes Zeichen, überließ er sich einer Art von Uebung, welche Chicot um so mehr in Anspruch nahm, als es ihm unmöglich war, den Zweck davon zu errathen. Von dem Punkte, auf dem der messende Mann stand, begann er bis zum Thore der Priorei zu laufen, während Herr von Mayneville seine Uhr in der Hand hielt.

„Teufel! Teufel!" murmelte Chicot, „all das scheint mir verdächtig; das Räthsel ist gut gegeben, aber wie gut es auch gegeben seyn mag, so würde ich es vielleicht doch auflösen, wenn ich das Gesicht des messenden Mannes sehen könnte."

In diesem Augenblicke, wie wenn Chicot's Schutzgeist seinen Wunsch hätte erhören wollen, kehrte sich der messende Mann um, und Chicot erkannte in ihm Nicolas Poulain, Lieutenant der Prévoté, den Nämlichen, an den er am vorigen Tage seine alten Kürasse hatte verkaufen wollen. „Es lebe die Ligue!" sagte er. „Ich habe jetzt genug gesehen, um mit ein wenig Mühe das Uebrige zu errathen. Wohlan, meinetwegen, man wird sich bemühen."

Nach einigen zwischen der Herzogin, Gorenflot und Mayneville gewechselten Worten, schloß Borromäus die Glasthüre wieder, und der Balkon blieb öde. Die Her=

zogin und ihr Cavalier verließen die Priorei, um in die Sänfte zu steigen, die ihrer harrete. Dom Modestus, welcher sie bis zum Thore begleitet hatte, erschöpfte sich in Bücklingen. Die Herzogin hielt die Vorhänge dieser Sänfte noch offen, um auf die Complimente des Priors zu antworten, als ein aus Paris durch das Thor Saint-Antoine kommender Jakobinermönch zu den Köpfen der Pferde gelangte, die er neugierig betrachtete, dann an die Seite der Sänfte trat, in welche er schaute.

Chicot erkannte in diesem Mönche den kleinen Bruder Jakob, der eilig aus dem Louvre zurückgekehrt war, und begeistert vor Frau von Montpensier stand. „Nun, nun," sagte er, „ich habe Glück. Wäre Jakob früher zurückgekommen, so hätte ich die Herzogin nicht sehen können, da ich genöthiget gewesen wäre, der Verabredung gemäß zum Kreuze Faubin zu eilen. Frau von Montpensier ist nun mit ihrer kleinen fertigen Verschwörung fort; nun kommt die Reihe an Meister Nicolas Poulain. Diesen will ich in zehn Minuten abfertigen."

Wirklich rollte die Herzogin, nachdem sie an Chicot vorübergekommen war, ohne ihn zu sehen, Paris zu, und Nicolas Poulain schickte sich an, ihr zu folgen. Gleich der Herzogin mußte er an der von Chicot bewohnten Hecke vorüberziehen. Chicot sah ihn kommen, wie der Jäger das Wild kommen sieht ... zu schießen sich anschickend, wenn es auf Schußweite herankäme. Als Poulain auf Chicot's Schußweite stand, — schoß Chicot. „Ei, Biedermann," rief er aus seiner Oeffnung heraus, „einen Blick hier durch, wenn's beliebt."

Poulain fuhr zusammen, und wendete den Kopf dem Graben zu.

„Ihr sahet mich; sehr wohl!" fuhr Chicot fort. „Nun laßt Euch nichts ankennen, Meister Nicolas... Poulain."

Der Lieutenant der Prévoté machte einen Satz, wie ein Hirsch, wenn der Schuß fällt. „Wer seyd Ihr?" fragte er, „und was wünschet Ihr?"

„Wer ich bin?"

„Ja."

„Ich bin einer von Euern Freunden, ein neuer, aber vertrauter; „was ich will? ah! Euch dieß zu erklären, dauert ein wenig länger."

„Aber was wünscht Ihr denn eigentlich? Sprecht!"

„Ich wünsche, daß Ihr zu mir kommet."

„Zu Euch."

„Ja, hierher; daß Ihr in den Graben hinabsteiget."

„Warum?"

„Ihr werdet es erfahren; steiget nur erst hinab."

„Aber?"

„Und daß Ihr Euch niedersetzt, mit dem Rücken gegen diese Hecke."

„Wozu?"

„Ohne nach mir zu sehen, ohne nur eine Miene zu machen, als ob Ihr vermuthetet, daß ich da sey."

„Mein Herr?"

„Das heißt viel verlangen, ich weiß es wohl; aber was wollet Ihr? Meister Robert Briquet hat das Recht, begehrlich zu seyn."

„Robert Briquet!“ rief Poulain aus, indem er sogleich das commandirte Manöver ausführte.“

„Da, gut, setzt Euch, so ist's recht... Ah! ah! es scheint, daß wir auf der Straße von Vincennes ein wenig messen.“

„Ich?“

„Allerdings; was liegt im Grunde Erstaunliches darin, daß ein Lieutenant der Prévoté den Dienst eines Straßenaufsehers versieht, wenn die Gelegenheit sich dazu ergiebt?“

„Es ist wahr,“ erwiederte Poulain, ein wenig beruhiget; „Ihr sehet, ich maß.“

„Um so besser,“ fuhr Chicot fort, „da Ihr unter den Augen sehr erlauchter Personen arbeitetet.“

„Sehr erlauchter Personen? Ich verstehe Euch nicht.“

„Wie, Ihr wisset nicht?...“

„Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollet.“

„Ihr wisset nicht, wer jene Dame und jener Herr waren, die auf dem Balkone standen, und so eben nach Paris zurückkehrten?“

„Ich schwöre Euch.“

„Ah! wie glücklich fühle ich mich, Euch eine so köstliche Nachricht mittheilen zu können! Stellet Euch vor, Herr Poulain, daß Ihr bei Euern Strassenaufseherverrichtungen die Frau Herzogin von Montpensier und den Herrn Grafen von Mayneville zu Bewunderern hattet. Rührt Euch nicht gefälligst!“

„Mein Herr,“ erwiederte Nicolas Poulain, der sich zu bewältigen suchte, „diese Aeußerungen, — die Art, wie Ihr sie gegen mich macht...“

„Wenn Ihr von der Stelle weichet, mein lieber Herr Poulain," versetzte Chicot, „werdet Ihr mich zu irgend einem äußersten Mittel treiben. — Haltet Euch also ruhig."

Poulain seufzte.

„So, gut," fuhr Chicot fort. — „Ich sage Euch also, daß es, da Ihr so eben unter den Augen von jenen Personen arbeitetet, ohne von ihnen bemerkt worden zu seyn, wie Ihr behauptet, sehr vortheilhaft für Euch wäre, mein lieber Herr, wenn eine andere erlauchte Person, der König zum Beispiele, Euch bemerken würde."

„Der König?"

„Seine Majestät, ja, Herr Poulain; sie ist sehr geneigt, ich versichere Euch, jede Arbeit zu bewundern, und jede Mühe zu belohnen."

„Ah! Herr Briquet, ich bitte Euch . . ."

„Ich wiederhole Euch, lieber Herr Poulain, daß Ihr, wenn Ihr Euch rührt, ein Mann des Todes seyd; bleibt also ruhig, um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden."

„Aber was wollet Ihr denn von mir, um's Himmelswillen?"

„Euer Wohl, nichts anders; sagte ich Euch nicht, daß ich Euer Freund sey?"

„Mein Herr!" rief Nicolas Poulain verzweiflungsvoll aus; „ich weiß wahrhaftig nicht, welchen Nachtheil ich Seiner Majestät, Euch, oder irgend Jemanden auf der Welt zugefügt habe!"

„Lieber Herr Poulain, darüber werdet Ihr Euch gehörigen Ortes erklären; ich habe so meine Gedanken, sehet Ihr, und ich halte etwas auf sie; diese Gedanken

bestehen darin, daß der König es nicht billigen könnte, daß sein Lieutenant der Prévoté, wenn er Strassenaufsehersdienste verrichtet, den Geberden und Angaben des Herrn von Mayneville gehorche; wer weiß zudem, ob es der König nicht übel nähme, daß sein Lieutenant der Prévoté unterließ, in seinem täglichen Rapporte aufzuführen, daß gestern früh Frau von Montpensier und Herr von Mayneville in seiner guten Stadt Paris ankamen? Dieß allein schon, sehet, Herr Poulain, würde Euch ganz gewiß mit Seiner Majestät entzweien."

„Herr Briquet, eine Auslassung ist kein Verbrechen, und gewiß sieht Seine Majestät zu klar."

„Lieber Herr Poulain, Ihr macht Euch Chimären, glaub' ich; ich sehe klarer in diesem Handel."

„Was sehet Ihr?"

„Einen Galgen in schönster Form."

„Herr Briquet?"

„Wartet doch, was Teufels! — mit einem neuen Stricke, vier Soldaten an den vier Hauptecken, hübsch viele Pariser um den Galgen herum, und einen gewissen Lieutenant der Prévoté, einen Bekannten von mir, am Ende des Strickes."

Nicolas Poulain zitterte so stark, daß er durch dieses Zittern die ganze Hagebuchenhecke erschütterte. „Mein Herr," sagte er, die Hände faltend.

„Doch ich bin Euer Freund, lieber Herr Poulain," fuhr Chicot fort, „und als Freund geb' ich Euch einen Rath."

„Einen Rath."

„Ja, der sehr leicht zu befolgen ist, Gott sey Dank!

Ihr begebt Euch auf der Stelle, — auf der Stelle, höret Ihr wohl? ..."

„Ich soll mich begeben..." unterbrach ihn Nicolas voll Angst, „zu wem soll ich mich begeben?"

„Einen Augenblick, — damit ich nachdenke," sagte Chicot, „begeben ... zu Herrn von Epernon."

„Zu Herrn von Epernon, dem Freunde des Königs?"

„So ist's. — Ihr werdet ihn bei Seite nehmen."

„Herrn von Epernon?"

„Ja, und ihm die ganze Geschichte mit dem Messen der Straße erzählen."

„Ist dieß Tollheit, mein Herr?"

„Im Gegentheile, es ist Weisheit, höchste Weisheit."

„Ich begreife nicht."

„Und es ist doch einfach. — Wenn ich Euch geradezu als den messenden Mann und den Mann mit den Kürassen anzeige, so wird man Euch an einen Ast aufknüpfen; wenn Ihr aber das Nothwendige gutwillig thut, wird man Euch mit Belohnungen und Ehren überhäufen. — Ihr scheinet nicht überzeugt. — Vortrefflich, dieß wird mir die Mühe aufbürden, in das Louvre zurückzukehren; aber, meiner Treue, ich werde gehen, selbst wenn ...; es giebt nichts, was ich nicht für Euch thäte."

Und Nicolas Poulain hörte das Rauschen, welches Chicot durch Wegschieben der Zweige machte, um aufzustehen. „Nein, nein," sagte er, „bleibet da, ich will gehen."

„Das laß' ich mir gefallen; aber Ihr begreifet, lieber Herr Poulain, keine Ausflüchte, denn morgen werde ich einen kleinen Brief an den König senden,

dessen vertrauter Freund zu seyn ich, so wie Ihr mich sehet, oder vielmehr so wie Ihr mich nicht sehet, die Ehre habe, so daß Ihr, weil Ihr erst übermorgen gehenkt werdet, deßhalb doch eben so hoch und schneller gehenkt werdet."

„Ich gehe, mein Herr," versetzte der niedergedonnerte Lieutenant; „aber Ihr treibet einen sonderbaren Mißbrauch."

„Ich?"

„O!"

„Ei, lieber Herr Poulain, errichtet mir Altäre; vor fünf Minuten waret Ihr ein Verräther; ich mache einen Retter des Vaterlandes aus Euch. Apropos, eilet schnell, lieber Herr Poulain, denn ich muß unverzüglich von hier aufbrechen; dennoch kann ich dieß erst, wenn Ihr fortgegangen seyd: Hôtel Epernon, vergesset nicht!"

Nicolas Poulain stand auf, und rannte mit dem Gesichte eines verzweiflungsvollen Mannes wie ein Pfeil in der Richtung des Thores Saint-Antoine von dannen.

„Ah! es war Zeit," sagte Chicot, denn da kommt gerade Jemand aus der Priorei. „Aber dieß ist mein kleiner Jakob nicht. „Ei, ei," sagte Chicot, „wer ist dieser Schlingel, gewachsen, wie der Baumeister von Alexandrien der den Berg Athos behauen wollte? Ventre de biche! das ist ein sehr großer Hund, um einen kleinen Bastardmops zu begleiten, wie ich bin."

Bei dem Anblicke dieses Emissärs des Priors, eilte Chicot hastig dem Kreuze Faubin, dem Zusammenkunftsorte, zu. Da er sich auf einem kreisförmigen Wege dahin begeben mußte, hatte die gerade Linie den Vor-

theil der Schnelligkeit vor ihm voraus, das heißt, der riesige Mönch, welcher den Weg mit großen Schritten abschnitt, kam zuerst bei dem Kreuze an. Chicot verlor übrigens ein wenig Zeit, indem er während des Gehens seinen Mann aufmerksam betrachtete, dessen Physiognomie ihm nicht im mindesten gefiel. Dieser Mönch war wirklich ein wahrer Philister. In der Hast, womit er Chicot aufsuchte, war sein Jakobinergewand nicht zugemacht worden, und man sah durch eine Spalte seine muskeligen Beine in ein ganz weltliches Beinkleid gehüllt. Seine nicht gut herabgezogene Kapuze ließ eine Mähne sehen, die noch nicht unter die Schere der Priorei gerathen war. Ferner krampfte ein eben nicht gar religiöser Ausdruck, die tiefen Winkel seines Mundes, und da er vom Lächeln zum Lachen übergehen wollte, wies er drei Zähne, welche hinter dem Walle seiner dicken Lippen eingerammte Schanzpfähle schienen. Lange Arme, wie jene Chicot's, aber dicker, Schultern, stark genug, die Thore von Gaza wegzutragen, ein großes, in dem Stricke seines Gürtels steckendes Küchenmesser, dieß waren, nebst einem wie ein Schild um seine Brust gewickelten Sacke, die Trutz- und Schutzwaffen dieses Goliath's der Jakobiner.

„Er ist wahrhaftig sehr häßlich," sagte Chicot, „und wenn er nicht eine vortreffliche Nachricht mitbringt, so werde ich, bei einem Kopfe wie dieser, finden, daß ein solches Geschöpf sehr unnütz auf Erden ist."

Als der Mönch Chicot immer näher kommen sah, grüßte er ihn fast militärisch.

„Was wollet Ihr, mein Freund?" fragte Chicot.

„Ihr seyd Herr Robert Briquet?"

„Persönlich."

„In diesem Falle hab' ich für Euch einen Brief vom hochwürdigen Prior."

„Gebet her!"

Chicot nahm den Brief; er lautete, wie folgt:

„Mein lieber Freund, ich habe seit unserer Trennung „reiflich nachgedacht. Es ist mir unmöglich, zu den reißen„den Wölfen der Welt das Schäflein gehen zu lassen, wel„ches der Herr mir anvertraute. Ihr begreifet wohl, daß „ich von unserm kleinen Jakob Clement sprechen will, „der so eben erst vom Könige empfangen wurde, und „Euere Botschaft vortrefflich besorgte. Anstatt Jakob's, „der noch in einem zarten Alter ist, und seine Dienste „der Priorei leisten muß, sende ich Euch einen guten und „würdigen Bruder unserer Gemeinde: seine Sitten sind „sanft, und seine Gemüthsart unschuldig: ich bin über„zeugt, daß Ihr ihn als Reisegefährten annehmen werdet."

„Ja, ja," dachte Chicot mit einem Seitenblicke auf den Mönch, „rechne darauf."

Und er fuhr fort:

„Ich füge diesem Briefe meinen Segen bei, mit „dem Bedauern, ihn Euch nicht mündlich gegeben zu „haben. Lebt wohl, lieber Freund."

„Das ist eine sehr schöne Schrift," sagte Chicot, als er mit dem Lesen fertig war. Ich möchte wetten, daß der Brief vom Schatzmeister geschrieben wurde; er schreibt eine herrliche Hand."

„In der That, Bruder Borromäus hat den Brief geschrieben," versetzte Goliath.

„Wohlan, in diesem Falle, mein Freund," erwiederte Chicot, dem großen Mönche freundlich zulächelnd, „werdet Ihr in die Priorei zurückkehren."

„Ich?"

„Ja, und werdet Seiner Hochwürden sagen, daß ich mich anders besonnen habe, und allein zu reisen wünsche."

„Wie, Ihr nehmet mich nicht mit, mein Herr?" fragte der Mönch mit einem Erstaunen, das nicht frei von Drohung war.

„Nein, mein Freund, nein."

„Und warum, wenn es Euch beliebt?"

„Weil ich sparen muß; die Zeiten sind hart, und Ihr müßt ungeheuer essen."

Der Riese wies ihm seine drei Hauer. „Jakob ißt gerade so viel, wie ich," sagte er.

„Ja, aber Jakob wäre ein Mönch," erwiederte Chicot.

„Und was bin denn ich?"

„Ihr, mein Freund, seyd ein Landsknecht oder Gendarme, was, unter uns gesagt, Unserer Lieben Frau ein Aergerniß geben könnte, an die ich abgeordnet bin."

„Was sprecht Ihr denn von Landsknecht oder Gendarme?" entgegnete der Mönch. „Ich bin ein Jakobiner; ist dieß nicht aus meinem Gewande erkennbar?"

„Das Kleid macht nicht den Mönch, mein Freund," erwiederte Chicot, „aber das Messer macht den Soldaten, sagt dieß gefälligst dem Bruder Borromäus."

Und Chicot machte dem Riesen einen Kratzfuß, welcher nach der Priorei umkehrte, murrend wie ein davon gejagter Hund. Unser Reisende ließ jenen verschwinden.

der sein Gefährte werden sollte, und als er ihn durch das große Thor des Schlosses eintreten sah, versteckte er sich hinter einer Hecke, legte dort sein Wams ab, und zog unter dem Linnenhemde das feine Panzerhemd an, welches wir kennen. Nach Beendigung seiner Toilette schritt er quer über die Felder, um auf den Weg nach Charenton zu kommen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Guisen.

Am nämlichen Abende des Tages, an welchem Chicot nach Navarra abreisete, werden wir im großen Gemache des Hôtels Guise, wohin wir bereits in unsern frühern Erzählungen unsere Leser mehr als einmal führten, jenen kleinen Jüngling mit dem lebhaften Blicke wieder finden, den wir auf dem Rücken des Pferdes von Carmainges in Paris einziehen sahen, und welcher, was wir schon wissen, keine andere Person ist, als das schöne Beichtkind des Dom Gorenflot. Dießmal hatte sie keine Vorsichtsmaßregel getroffen, um ihre Person oder ihr Geschlecht zu verhehlen. Frau von Montpensier, mit einem eleganten Kleide angethan, am Halse ausgeweitet, die Haare von aus Edelsteinen gefügten Sternen durchstrahlet, wie es damals Mode war, wartete in einer Fenstervertiefung ungeduldig auf Jemand, der zu kommen säumte. Es begann immer dunkler zu werden; die Herzogin unterschied nur noch

mit großer Mühe das Thor des Hôtels, auf welches ihre Augen beständig gerichtet waren. Endlich ließ der Hufschlag eines Pferdes sich vernehmen, und zehn Minuten nachher meldete die Stimme des Thürstehers geheimnißvoll der Herzogin den Herrn Herzog von Mayenne. Frau von Montpensier stand auf, und eilte ihrem Bruder mit einer solchen Hast entgegen, daß sie vergaß, auf der Spitze des rechten Fußes zu gehen, was sie zu thun pflegte, wenn es ihr daran lag, nicht zu hinken. „Allein, mein Bruder," fragte sie, „Ihr seyd allein?"

„Ja, meine Schwester," erwiederte der Herzog, sich setzend, nachdem er die Hand der Herzogin geküßt hatte.

„Aber Heinrich, — wo ist denn Heinrich? Wisset Ihr wohl, daß ihn Jedermann hier erwartet?"

„Heinrich, meine Schwester, hat in Paris noch nichts zu thun; während er dagegen in den Städten Flanderns und der Picardie noch viel zu thun hat. Unser Werk ist langsam und unterirdisch; wir haben dort unten Arbeit; warum sollten wir diese Arbeit verlassen, um nach Paris zu kommen, wo Alles gethan ist?"

„Ja, aber wo Alles zerfallen wird, wenn Ihr Euch nicht beeilet."

„Pah!"

„Pah so viel Ihr wollet, mein Bruder; ich sage Euch, daß die Bürger mit allen diesen Gründen sich nicht mehr begnügen, — daß sie ihren Herzog Heinrich sehen wollen, — daß dieß ihr glühendes Verlangen, ihre Raserei ist."

„Sie werden ihn im rechten Augenblicke sehen. Hat ihnen denn Mayneville nicht all das erklärt?"

„Allerdings; aber Ihr wisset ja, daß seine Stimme nicht so viel vermag, wie die Eurige.“

„Das Dringendste zuerst, meine Schwester — Salcede?“

„Ist todt.“

„Ohne zu sprechen?“

„Ohne ein Wort zu sprechen.“

„Gut. Und die Bewaffnung?“

„Beendiget.“

„Paris?“

„In sechszehn Stadttheile getheilt.“

„Und jeder Stadttheil hat den von uns bezeichneten Anführer?“

„Ja.“

„Leben wir also ruhig, mit Gottes Beistand! Dieß werde ich zu unsern guten Bürgern sagen.“

„Sie werden Euch nicht anhören.“

„Pah!“

„Ich sage Euch, daß sie rasend vor Zorn sind.“

„Meine Schwester, Ihr pflegt ein wenig all zu sehr fremde Hast nach Eurer eigenen Ungeduld zu beurtheilen.“

„Macht Ihr mir deßhalb einen ernsten Vorwurf?“

„Gott verhüte es; aber was mein Bruder Heinrich sagt, soll vollzogen werden. Nun aber will mein Bruder Heinrich, daß man sich durchaus nicht beeile.“

„Was ist dann zu thun?“ fragte die Herzogin ungeduldig.

„Hat etwas Eile, meine Schwester?“

„Alles, wenn man will.“

„Womit soll man nach Eurer Meinung beginnen?“

„Damit, den König zu fangen.“

„Das ist Eure fixe Idee. Ich sage nicht, daß sie schlecht wäre, wenn man sie ausführen könnte; aber projektiren und vollziehen sind zweierlei; erinnert Euch, wie oft wir schon scheiterten."

„Die Zeiten haben sich geändert. Der König hat Niemand mehr zu seiner Vertheidigung."

„Nein, ausgenommen die Schweizer, die Schotten, die französischen Gardisten."

„Mein Bruder, wenn Ihr wollet, werde ich ihn Euch, nur von zwei Lakeien begleitet, auf einer Landstraße zeigen."

„Man sagte mir dieß hundertmal, und ich sah es nicht ein einzigesmal."

„Ihr werdet es sehen, wenn Ihr nur drei Tage in Paris bleibt."

„Wieder ein Projekt!"

„Ein Plan, wollt Ihr sagen."

„Seyd in diesem Falle so gütig, ihn mir mitzutheilen."

„O! es ist eine Frauenidee, und folglich werdet Ihr darüber lachen."

„Gott bewahre mich, daß ich Eure Erfindereigenliebe verletze! — Lasset den Plan hören!"

„Ihr macht Euch über mich lustig, Mayenne."

„Nein, ich höre Euch an."

„Wohlan, in vier Monaten — da ist . . ."

In diesem Momente hob der Thürsteher den Vorhang auf. „Beliebt es Euren Hoheiten, Herrn von Mayneville zu empfangen?" fragte er.

„Mein Mitschuldiger trete ein," antwortete die Herzogin.

Wirklich trat Herr von Mayneville ein, und küßte dem Herzoge von Mayenne die Hand. „Ein einziges Wort, Monseigneur,“ sagte er, „ich komme aus dem Louvre.“

„Nun denn?“ riefen Mayenne und die Herzogin zugleich aus.

„Man vermuthet Eure Ankunft.“

„Wie so?“

„Ich sprach mit dem Wachtcommandanten von Saint-Germain l'Auxerrois; zwei Gascognier zogen vorüber.“

„Kennet Ihr sie?“

„Nein — sie waren ganz nagelneu gekleidet.“

„Cap de bious,“ sagte der Eine, „Ihr habt da ein prächtiges Wams, das Euch aber gelegentlich nicht den nämlichen Dienst leisten würde, wie Euer gestriger Küraß.“

„Pah! pah! wie fest auch der Degen des Herrn von Mayenne seyn mag,“ entgegnete der Andere, „so wette ich doch, daß er eben so wenig durch diesen Atlaß dringen würde, als er durch den Küraß gedrungen wäre.“

„Und hiermit brach der Gascognier in Prahlereien aus, welche andeuteten, daß man wisse, Ihr seyet in der Nähe.“

„In wessen Dienste sind diese Gascognier?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und sie entfernten sich?“

„O! nicht so; sie schrien laut; der Name Eurer Hoheit wurde vernommen, einige Vorübergehende blieben stehen, und fragten, ob Ihr wirklich ankämet. Sie

wollten auf die Frage antworten, als plötzlich ein Mann sich dem Gascognier näherte, und seine Schulter berührte; wenn ich mich nicht sehr täusche, Monseigneur, so war's Loignac."

„Weiter?" fragte die Herzogin.

„Auf einige, ganz leise gesprochene Worte, antwortete der Gascognier nur durch eine unterwürfige Geberde, und folgte seinem Unterbrecher."

„So daß ..."

„So daß ich weiter nichts mehr hiewegen erfahren konnte; seyd inzwischen auf Eurer Hut."

„Folgtet Ihr ihnen nicht?"

„Allerdings, aber von weitem; ich fürchtete, als Edelmann Eurer Hoheit erkannt zu werden. Sie gingen dem Louvre zu, und verschwanden hinter dem Hôtel des Meubles. Aber nach ihnen wiederholte ein ganzer Chor von Stimmen: Mayenne! Mayenne!"

„Ich habe ein ganz einfaches Mittel, zu antworten," sagte der Herzog.

„Welches?" fragte seine Schwester.

„Dem Könige heute Abend meine Aufwartung zu machen."

„Dem Könige die Aufwartung machen?"

„Allerdings; ich komme nach Paris, ich bringe ihm Nachrichten von seinen guten Städten in der Picardie; dagegen läßt sich nichts sagen."

„Das Mittel ist gut," äußerte Mayneville.

„Es ist unvorsichtig," sagte die Herzogin.

„Es ist unerläßlich, meine Schwester, wenn man wirklich meine Ankunft in Paris vermuthet. Es war

zudem die Meinung unsers Bruders Heinrich, daß ich ganz gestiefelt vor dem Louvre absteigen solle, um dem Könige die Huldigung der ganzen Familie darzubringen. Ist einmal diese Pflicht erfüllt, so bin ich frei, und kann Jedermann nach Belieben empfangen."

„Die Mitglieder des Ausschusses, zum Beispiele, die Euch erwarten."

„Ich werde sie im Hôtel Saint=Denis, nach meiner Rückkehr vom Louvre, empfangen," versetzte Mayenne. „Man führe also mein Pferd vor, Mayneville, wie es ist, ohne es mit einem Strohwische abzureiben. Ihr werdet mich in's Louvre begleiten, und Ihr, meine Schwester, uns erwarten, wenn es Euch beliebt."

„Hier, mein Bruder?"

„Nein, im Hôtel Saint=Denis, wo ich meine Equipagen gelassen habe, und worin ich, wie man glaubt, im Bette liege. In zwei Stunden werden wir dort seyn."

Vierzehntes Kapitel.

Im Louvre.

An diesem Tage trat auch der König wegen wichtiger Begebenheiten aus seinem Cabinete, und ließ dem Herrn von Epernon rufen. Es mochte Mittag seyn. Der Herzog beeilte sich, zu gehorchen, und zum Könige zu gehen. Er traf Seine Majestät in einem Gemache, aufmerksam einen Jakobinermönch betrachtend, welcher erröthete, und vor dem durchdringenden Blicke

des Königs die Augen niederschlug. Der König nahm von Epernon bei Seite. „Sieh nur dieses drollige Mönchsgesicht, Herzog," sagte er, indem er ihm den Jüngling wies.

„Worüber verwundert sich Eure Majestät?" erwiederterte von Epernon; „ich finde sein Gesicht sehr alltäglich."

„Wirklich?"

Und der König wurde wieder nachsinnend. „Wie heißest Du?" fragte er ihn.

„Bruder Jakob, Sire."

„Hast Du keinen andern Namen?"

„Meinen Familienamen — Clement."

„Bruder Jakob Clement," wiederholte der König.

„Findet Eure Majestät nicht auch etwas Sonderbares im Namen?" äußerte der Herzog lachend.

Der König antwortete nicht. „Du hast den Auftrag sehr gut besorgt," sagte er zu dem Mönche, indem er ihn fortwährend anschaute.

„Welchen Auftrag, Sire?" fragte der Herzog mit jener Keckheit, die man ihm zum Vorwurfe machte, und welche eine tägliche Vertraulichkeit verlieh.

„Nichts," antwortete Heinrich, „ein kleines Geheimniß zwischen mir und Jemanden, den Du nicht kennst, oder vielmehr nicht mehr kennst."

„Wahrhaftig, Sire," versetzte von Epernon, „Ihr schauet diesen Jungen sonderbar an, und macht ihn verlegen."

„Es ist wahr, ja. Ich weiß nicht, warum ich meine Blicke von ihm nicht abwenden kann; es dünkt mir,

daß ich ihn schon gesehen habe, oder sehen werde. — Er ist mir in einem Traume erschienen, glaub' ich. — Ei doch, was ich da für Zeug schwätze. — Geh fort, kleiner Mönch, Deine Mission ist zu Ende. — Man wird den verlangten Brief jenem schicken, der ihn verlangt; sey unbesorgt. Von Epernon!"

„Sire."

„Man gebe ihm zehn Thaler."

„Ich danke," sagte der Mönch.

„Man sollte meinen, Du habest ungerne „ich danke" gesagt," bemerkte von Epernon, der nicht begriff, daß ein Mönch zehn Thaler zu verschmähen scheinen könnte.

„Ich sage ungerne, „ich danke," erwiederte der kleine Jakob, „weil mir einer von jenen schönen spanischen Dolchen, die dort an der Wand hangen, viel lieber wäre."

„Wie, Dir ist das Geld nicht lieber, um die Possenreisser der Messe Saint-Laurent, oder die Kaninchenhecken der Straße Sainte-Marquerite zu besuchen?" fragte von Epernon.

„Ich habe das Gelübde der Armuth und Keuschheit abgelegt," entgegnete Jakob.

„Gieb ihm also eine von diesen spanischen Klingen, Lavalette, und dann mag er gehen," sagte der König.

Der Herzog wählte als ein knauseriger Mann unter den Dolchen denjenigen, welcher ihm der werthloseste schien, und gab ihn dem kleinen Mönche. Es war ein catalonischer Dolch mit breiter dünner Klinge, mit einem festen, schönen, ciselirten hörnernen Hefte. Jakob nahm ihn, voll Freude, eine so schöne Waffe zu besitzen, und entfernte sich.

Als Jakob fort war, versuchte der Herzog von Neuem, den König zu fragen.

„Herzog," unterbrach ihn der König, „hast Du unter Deinen Fünfundvierzig zwei oder drei Mann, welche reiten können?"

„Zwölf wenigstens, Sire, und in einem Monate werden alle Reiter seyn."

„Wähle unter ihnen zwei; sie sollen sogleich kommen, damit ich mit ihnen spreche."

Der Herzog verbeugte und entfernte sich, und beschied Loignac in das Vorzimmer. Loignac erschien nach wenigen Secunden.

„Loignac," sagte der Herzog, „schickt mir sogleich zwei tüchtige Reiter; sie sollen sogleich eine unmittelbare Mission Seiner Majestät vollziehen."

Loignac schritt rasch durch die Gallerie, und kam zum Gebäude, welches wir fortan die Wohnung der Fünfundvierzig nennen werden. Hier öffnete er die Thüre, und rief mit einer gebieterischen Stimme: „Herr von Carmainges! Herr von Biran!"

„Herr von Biran ist ausgegangen," sagte die Schildwache.

„Wie! Ohne Erlaubniß ausgegangen?"

„Er studirt das Quartier, welches ihm Monseigneur der Herzog von Epernon diesen Morgen empfahl."

„Sehr wohl! Rufet also Herrn von Sainte-Maline."

Die beiden Namen ertönten unter den Gewölben, und die zwei Auserwählten erschienen alsogleich.

„Meine Herren," sagte Loignac, „folget mir zu dem Herrn Herzoge von Epernon."

Und er führte sie zum Herzoge, welcher Loignac entließ, und sie zum Könige geleitete. Auf eine Geberde Seiner Majestät entfernte sich der Herzog, und die beiden Jünglinge blieben. Dieß war das erstemal, daß sie zum Könige kamen. Heinrich sah ehrfurchtgebietend aus. Die Gemüthsbewegung verrieth sich bei Beiden auf verschiedene Weise. Sainte-Maline hatte einen feurigen Blick, gestreckte Kniekehlen, einen aufgedrehten Knebelbart.

Carmainges, blaß, aber eben so entschlossen, obwohl minder stolz, wagte es nicht, seinen Blick auf Heinrich zu heften.

„Ihr gehört also zu meinen Fünfundvierzig, meine Herren?" sagte der König.

„Ich habe diese Ehre," antwortete Sainte-Maline.

„Und Ihr, mein Herr?"

„Ich glaubte, daß dieser Herr für uns Beide antwortete, Sire, deßhalb erfolgte meine Antwort nicht sogleich; übrigens steh' ich in den Diensten Eurer Majestät so gut wie irgend einer auf der Welt."

„Gut. Ihr steiget zu Pferd, und nehmet den Weg nach Tours. Kennet Ihr ihn?"

„Ich werde fragen," antwortete Sainte-Maline.

„Ich werde mich orientiren," sagte Carmainges.

„Um ihn leichter zu finden, reitet zuerst durch Charenton."

„Ja, Sire."

„Ihr werdet so lange reiten, bis Ihr einen allein reisenden Mann treffet."

„Will Eure Majestät uns nicht gnädigst sein Signalement mittheilen?" fragte Sainte-Maline.

„Er trägt einen großen Degen an der Seite oder auf dem Rücken, hat große Arme, große Beine.“

„Dürfen wir seinen Namen erfahren, Sire?“ fragte Ernauton von Carmainges, den ungeachtet der bestehenden Etikette das Beispiel seines Gefährten fortriß.

„Er heißt Schatten,“ sagte Heinrich.

„Wir werden alle Reisenden, die wir treffen, nach ihrem Namen fragen, Sire.“

„Und wir werden alle Gasthäuser durchsuchen.“

„Wenn Ihr den Mann getroffen und erkannt habet, werdet Ihr ihm diesen Brief übergeben.“

Die beiden Jünglinge streckten miteinander die Hand aus. Der König blieb einen Augenblick unschlüssig.

„Wie heißet Ihr?“ fragte er den Einen von ihnen.

„Ernauton von Carmainges,“ antwortete er.

„Und Ihr?“

„Renatus von Sainte-Maline.“

„Herr von Carmainges, Ihr werdet den Brief bewahren, und Herr von Sainte-Maline wird ihn übergeben.“

Ernauton nahm das kostbare Pfand, das er in sein Wams zu stecken sich anschickte. Sainte-Maline hielt seinen Arm in dem Momente auf, da der Brief verschwinden sollte, und küßte ehrerbietig das Siegel desselben. Dann reichte er den Brief Ernauton. Diese Schmeichelei entlockte Heinrich III. ein Lächeln. „Nun, nun, meine Herren,“ sagte er, „ich sehe, daß man mir gute Dienste leisten wird.“

„Ist dieß Alles, Sire?“ fragte Ernauton.

„Ja, meine Herren; nur noch eine letzte Anempfehlung.“

Die Jünglinge verbeugten sich und warteten.

„Dieser Brief, meine Herren," sagte Heinrich, „ist werthvoller als das Leben eines Menschen. Bei Euerm Kopfe, verlieret ihn nicht, und übergebt ihn heimlich dem Schatten, der Euch dafür einen Empfangschein ausstellen wird, den Ihr mir heimbringet, und reiset vorzüglich wie Leute, die in ihren eigenen Angelegenheiten reisen. Gehet!"

Die beiden Jünglinge verließen das königliche Cabinet, Ernauton freudetrunken, Sainte-Maline von Eifersucht gequält; der Eine mit flammenden Augen, der Andere mit einem gierigen Blicke, der das Wams seines Gefährten durchbohrte. Herr von Epernon erwartete sie. Er wollte fragen.

„Herr Herzog," antwortete Ernauton, „der König hat uns nicht ermächtiget, zu sprechen."

Sie gingen sogleich in die Ställe, wo der Bereiter des Königs ihnen zwei kräftige und gut ausgerüstete Reisepferde vorführte. Sicher wäre ihnen Herr von Epernon gefolgt, um mehr zu erfahren, wäre er nicht in dem Momente, da Carmainges und Sainte-Maline ihn verließen, in Kenntniß gesetzt worden, daß ein Mann unverzüglich und um jeden Preis mit ihm sprechen wolle.

„Was für ein Mann?" fragte der Herzog ungeduldig.

„Der Lieutenant der Prévoté von Isle de France."

„Ei! Parfandious!" rief er aus, „bin ich Schöppe, Prévôt oder Hauptmann der Schaarwache?"

„Nein, Monseigneur, Ihr seyd ein Freund des Königs," antwortete eine demüthige Stimme zu seiner Lin-

ken. „Ich bitte Euch inständig bei diesem Titel, höret mich doch an.“

Der Herr Herzog kehrte sich um. Neben ihm stand, mit entblößtem Haupte und gesenktem Kopfe, ein armer Bittesteller, der in jeder Secunde alle Farbenspiele des Regenbogens zeigte.

„Wer seyd Ihr?“ fragte der Herzog rauh.

„Nicolas Poulain, Euch zu dienen, Monseigneur.“

„Und Ihr wollet mit mir sprechen?“

„Ich bitte um diese Gnade.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Selbst nicht um ein Geheimniß zu vernehmen, Monseigneur.“

„Ich höre täglich hundert, mein Herr; das Eurige wird hunderteins machen; dieß wäre eines zu viel.“

„Selbst wenn es das Leben Seiner Majestät beträfe?“ fragte Nicolas Poulain, zum Ohre von Epernon's sich neigend.

„O! o! ich höre Euch an; kommet in mein Cabinet.“

Nicolas Poulain wischte den von seiner Stirne rieselnden Schweiß ab, und folgte dem Herzoge.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Mittheilung.

Durch sein Vorzimmer gehend, wendete sich Herr von Epernon an einen der Edelleute, die dort bestän-

dig sich aufhielten. „Wie heißet Ihr, mein Herr?“ fragte er ein unbekanntes Gesicht.

„Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur,“ antwortete der Edelmann.

„Wohlan, Herr von Montcrabeau, stellet Euch an meine Thüre, und lasset Niemand eintreten.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Niemand, hört Ihr?“

„Vollkommen.“

Und Herr Pertinax, der prächtig gekleidet war, und in orangefarbenen Strümpfen mit einem Wamse von blauem Atlasse den Stutzer spielte, gehorchte von Epernon's Befehle. Er lehnte sich also in gewählter Stellung mit gekreuzten Armen an die Tapetenwand. Nicolas Poulain folgte dem Herzoge, der in sein Cabinet ging. Er sah die Thüre sich öffnen und wieder schließen, dann den Thürvorhang auf die Thüre herabfallen, und begann ernstlich zu zittern.

„Heraus mit Eurer Verschwörung, mein Herr,“ sagte der Herzog trocken; „aber sie muß um Gotteswillen eine gute seyn, denn ich gedenke heute eine Menge angenehmer Dinge zu thun, und wenn ich meine Zeit verliere, indem ich Euch anhöre, dann wehe Euch!“

„Ei, Herr Herzog,“ erwiederte Nicolas Poulain, „es handelt sich geradezu um das furchtbarste Verbrechen.“

„So nennt dieses Verbrechen.“

„Herr Herzog . . .“

„Man will mich tödten, nicht wahr?“ unterbrach ihn von Epernon, wie ein Spartaner sich streckend, „wohlan,

meinetwegen, mein Leben gehört Gott und dem Könige; man nehme es."

„Es handelt sich nicht um Euch, Monseigneur."

„Ah! dieß wundert mich."

„Es ist vom Könige die Rede. Man will ihn entführen, Herr Herzog."

„O! wieder diese alte Entführungsgeschichte!" versetzte von Epernon geringschätzig.

„Dießmal ist die Sache sehr ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anscheine glauben darf."

„An welchem Tage will man Seine Majestät entführen?"

„Monseigneur, so wie Seine Majestät das nächstemal in ihrer Sänfte nach Vincennes sich begeben wird."

„Wie wird man ihn entführen?"

„Indem man seine beiden Begleiter tödtet."

„Und wer wird den Schlag ausführen?"

„Frau von Montpensier."

„Was man doch dieser armen Herzogin für Dinge aufbürdet!"

„Wofern sie nicht welche projektirt, Monseigneur."

„Und sie beschäftiget sich damit in Soissons?"

„Die Frau Herzogin ist in Paris."

„In Paris!"

„Ich kann Monseigneur dafür gut stehen."

„Habt Ihr sie gesehen?"

„Ja."

„Das heißt, Ihr habt sie zu sehen geglaubt."

„Ich hatte das Glück, mit ihr zu sprechen."

„Das Glück?“

„Ich irre mich, Herr Herzog, . . . das Unglück.“

„Aber, mein lieber Lieutenant der Prévôté, die Herzogin wird doch nicht den König entführen?“

„Um Vergebung, Monseigneur.“

„Sie selbst?“

„Persönlich, mit ihren Vertrauten, wohl verstanden.“

„Und wohin wird sie sich stellen, um diese Entführung zu leiten?“

„An ein Fenster der Priorei der Jakobiner, welche, wie Ihr wisset, auf dem Wege von Vincennes liegt.“

„Was Teufels erzählt Ihr mir da.“

„Die Wahrheit, Monseigneur. Alle Maßregeln sind getroffen, um die Sänfte in dem Augenblicke anzuhalten, da sie die Façade des Klosters erreichen wird.“

„Und wer hat diese Maßregeln getroffen?“

„Ach!“

„Redet doch aus, zum Teufel!“

„Ich, Monseigneur.“

Von Epernon machte einen Satz rückwärts.

„Ihr?“ sagte er.

Poulain seufzte.

„Ihr seyd dabei, und macht doch die Anzeige?“ fuhr von Epernon fort.

„Monseigneur,“ antwortete Poulain, „ein guter Diener des Königs muß in seinem Dienste Alles riskiren.“

„Mordieu! Ihr riskiret wirklich den Strick.“

„Ich ziehe den Tod der Herabwürdigung oder dem Tode des Königs vor; dieß ist der Grund, warum ich kam.“

„Dieß sind edle Gesinnungen, mein Herr, und sehr wichtige Gründe müssen Euch bestimmen, sie zu hegen."

„Ich dachte, Monseigneur, daß Ihr der Freund des Königs seyd, daß Ihr mich nicht verrathen, und die Mittheilung, welche ich Euch mache, zum Vortheile Aller benützen würdet."

Der Herzog schaute Poulain lange an, und prüfte aufmerksam die Züge dieses blassen Gesichtes. „Es muß noch etwas Anderes dahinterstecken," sagte er; „die Herzogin allein, wie entschlossen sie auch seyn mag, würde ein solches Unternehmen nicht zu wagen versuchen."

„Sie erwartet ihren Bruder," erwiederte Nicolas Poulain.

„Den Herzog Heinrich?" rief von Epernon mit jenem Schrecken aus, den man bei dem Herannahen des Löwen empfände.

„Nicht den Herzog Heinrich, Monseigneur, nur den Herzog von Mayenne."

„Ah!" sagte von Epernon, wieder leichter athmend; „doch gleichviel, man muß auf alle diese saubern Projekte Bedacht nehmen."

„Ohne Zweifel, Monseigneur, und deßhalb beeilte ich mich."

„Wenn Ihr die Wahrheit sprachet, Herr Lieutenant, werdet Ihr belohnt werden."

„Warum sollte ich lügen, Monseigneur? Was ist mein Interesse, da ich das Brod des Königs esse? Schulde ich ihm immer meine Dienste, ja oder nein? Ich werde also zum Könige gehen, wovon ich Euch hiermit zum Voraus in Kenntniß setze, wenn Ihr mir nicht

glaubet, und werde sterben, wenn es seyn muß, um meine Aussage zu beweisen."

„Nein, parfandious! Ihr werdet nicht zum Könige gehen, hört Ihr, Meister Nicolas, sondern mit mir allein zu thun haben."

„Meinetwegen, Monseigneur; ich sagte dieß nur, weil Ihr unschlüssig zu seyn schienet."

„Nein, ich bin nicht unschlüssig, und schulde Euch zuvörderst tausend Thaler."

„Monseigneur wünscht also, diese Mittheilung allein zu besitzen?"

„Ja, aus wetteiferndem Dienstgefühle behalte ich das Geheimniß für mich. Ihr tretet es mir ab, nicht wahr?"

„Ja, Monseigneur."

„Mit der Verbürgung, daß es ein wahres Geheimniß ist?"

„O! mit voller Verbürgung."

„Tausend Thaler genügen Euch also, ungerechnet die Zukunft?"

„Ich habe eine Familie, Monseigneur."

„Wenn auch, aber tausend Thaler, parfandious!"

„Wenn man in Lothringen wüßte, daß ich eine solche Mittheilung machte, so würde mir jedes Wort, welches ich sprach, eine Pinte Blut kosten."

„Armer lieber Mann!"

„Meine Familie muß also im Falle eines Unglückes leben können."

„Nun denn?"

„Nun denn, deßhalb nehme ich die tausend Thaler an."

„Der Teufel hole die Erklärung, und was liegt mir

an Eurem Beweggrunde des Annehmens, sobald Ihr die tausend Thaler nicht ablehnet? Die tausend Thaler gehören also Euch."

„Ich danke, Monseigneur."

Und da er den Herzog zu einer Geldkasse treten sah, in die er griff, näherte sich ihm Poulain von hinten. Aber der Herzog begnügte sich, aus der Geldkasse ein kleines Buch zu nehmen, in welches er mit riesigen und furchtbaren Buchstaben schrieb: „Dreitausend Livres dem Herrn Nicolas Poulain."

Auf diese Art wußte man nicht, ob er diese dreitausend Livres gegeben habe, oder schulde. „Es ist so viel, als ob Ihr sie hättet;" sagte er.

Poulain, der die Hand und das Bein vorgestreckt hatte, zog sein Bein und seine Hand zurück, was aussah, wie eine Verbeugung.

„Es bleibt also bei der Verabredung?" äußerte der Herzog.

„Bei welcher Verabredung, Monseigneur?"

„Ihr werdet fortfahren, mich in Kenntniß zu setzen?"

Poulain war unschlüssig: man bürdete ihm das Gewerbe eines Spions auf.

„Wohlan," fragte der Herzog, „ist diese unbedingte Ergebenheit schon erloschen?"

„Nein, Monseigneur."

„Ich kann also auf Euch zählen?"

Poulain machte eine Anstrengung: „Ihr könnet auf mich zählen," antwortete er.

„Und ich allein weiß all das?"

„Ihr allein, ja, Monseigneur."

„Gehet, mein Freund, gehet; parfandious, Herr von Mayenne darf sich zusammennehmen.“

Er sprach diese Worte, indem er den Thürvorhang aufhob, um Poulain hinauszulassen; als er diesen durch das Vorzimmer hatte schreiten, und verschwinden sehen, kehrte er rasch zum Könige zurück. Der König, des Spieles mit seinen Hunden überdrüssig, spielte mit dem Fangbecher. Von Epernon nahm eine bestürzte und besorgte Miene an, welche der König, mit einer so wichtigen Arbeit beschäftiget, nicht einmal bemerkte. Da jedoch der Herzog ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, hob der König den Kopf empor, und schaute ihn einen Augenblick an. „Wohlan,“ sagte er, „was giebt's denn wieder, Lavalette; „bist Du gestorben?“

„Wollte Gott, Sire!“ antwortete von Epernon, „ich würde dann nicht sehen, was ich sehe.“

„Was? Meinen Fangbecher?“

„Sire, in großen Gefahren darf ein Unterthan hinsichtlich der Sicherheit seines Gebieters in Unruhe gerathen.“

„Wieder Gefahren? Der leidige Teufel hole Dich, Herzog!“

Und mit einer merkwürdigen Gewandtheit fing der König die elfenbeinerne Kugel mit der kleinen Spitze seines Fangbechers auf.

„Ihr wisset also nicht, was vorgeht?“ fragte ihn der Herzog.

„Meiner Treue, vielleicht,“ erwiederte der König. „Eure erbittertsten Feinde umgeben Euch in diesem Momente, Sire!“

„Pah! wer denn?“

„Zuvörderst die Herzogin von Montpensier.“

„Ah! ja, das ist wahr; sie sah gestern zu, als Salcède gerädert wurde.“

„Wie Eure Majestät dieß sagt!“

„Was kümmert mich dieß?“

„Ihr wußtet es also?“

„Du siehst wohl, daß ich es wußte, weil ich es Dir sage.“

„Aber wußtet Ihr auch, daß Herr von Mayenne ankommen sollte?“

„Seit gestern Abend.“

„Wie! dieses Geheimniß!“ sagte der Herzog mit einem mißfälligen Erstaunen.

„Giebt es Geheimnisse für den König, mein Lieber?“ äußerte Heinrich nachläßig.

„Aber wer konnte Euch in Kenntniß setzen?“

„Weißt Du nicht, daß wir Fürsten Offenbarungen haben?“

„Oder eine Polizei.“

„Das ist das Nämliche.“

„Ah! Eure Majestät hat ihre Polizei, und sagt nichts davon,“ erwiederte von Epernon gereizt.

„Parbleu! wer wird mich denn lieben, wenn ich mich nicht liebe?“

„Ihr beleidiget mich, Sire.“

„Wenn Du eifrig bist, mein lieber Lavalette, was eine große Eigenschaft ist, so bist Du auch langsam, was ein großer Fehler ist. Deine Nachricht wäre gestern um vier Uhr sehr gut gewesen, aber heute . . .“

„Wohlan, Sire, heute?"

„... Kommt sie ein wenig spät, gesteh's."

„Sie kommt noch zu früh, Sire, da ich Euch nicht geneigt finde, mich zu hören," sagte von Epernon.

„Ich höre Dich schon eine Stunde lang an."

„Wie! Ihr seyd bedroht, angegriffen; man legt Euch Hinterhalte, und Ihr rührt Euch nicht!"

„Wozu, da Du mir eine Garde gabst, und noch gestern behauptetest, daß meine Unsterblichkeit gesichert sey? Du runzelst die Stirne. Ah doch! sind die Fünfundvierzig nach Gascognien zurückgekehrt, oder taugen sie nichts mehr? Geht es mit diesen Herren, wie mit den Maulthieren? An dem Tage, da man sie probirt, sind sie voll Feuer; hat man sie gekauft, so weichen sie zurück."

„Gut, Eure Majestät wird sehen, was an ihnen ist."

„Es wird mir nicht unlieb seyn; werde ich dieß bald sehen, Herzog?"

„Vielleicht früher, als Ihr es vermuthet, Sire."

„Gut; Du jagst mir Furcht ein."

„Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen, Sire. Eben recht, wann gehet Ihr auf das Land?"

„In den Wald?"

„Ja."

„Am Sonnabend."

„In drei Tagen also?"

„In drei Tagen."

„Es genügt, Sire."

Von Epernon verbeugte sich vor dem Könige, und ging fort. Im Vorzimmer bemerkte er, daß er Herrn

Pertinax von seinem Posten abzulösen vergaß; aber Herr Pertinax hatte sich selbst abgelöset.

Sechzehntes Kapitel.

Zwei Freunde.

Jetzt, wenn es dem Leser beliebt, werden wir den beiden Jünglingen folgen, die der König, entzückt darüber, seine eigenen kleinen Geheimnisse zu haben, dem Boten Chicot sendete. Kaum zu Pferde, hätten sich Ernauton und Sainte-Maline, um einander keinen Vorsprung zu lassen, bei dem Pförtchen beinahe erstickt. In der That preßten die beiden Pferde, neben einander gehend, gewaltig die Knie ihrer zwei Reiter. Das Gesicht des Sainte-Maline wurde purpurroth, das Gesicht Ernauton's blaß.

„Ihr thut mir wehe, mein Herr," rief der Erstere aus, als sie außerhalb des Thores waren, „wollet Ihr mich denn zerquetschen?"

„Ihr thut mir auch weh," erwiederte Ernauton, „nur beklage ich mich nicht."

„Ihr wollet mir eine Lection geben, glaub' ich?"

„Ich will Euch gar nichts geben."

„Ah!" sagte Sainte-Maline, sein Pferd antreibend, um mehr in der Nähe mit seinem Gefährten zu sprechen, „wiederholt mir ein wenig diese Aeußerung."

„Warum?"

„Weil ich sie nicht verstehe."

„Ihr suchet Streit mit mir, nicht wahr?“ fragte Ernauton. „Desto schlimmer für Euch.“

„Und weßhalb sollte ich Streit mit Euch suchen? Kenne ich Euch denn?“ versetzte Sainte-Maline geringschätzig.“

„Ihr kennet mich vortrefflich, mein Herr,“ entgegnete Ernauton. „Zuvörderst, weil dort unten, von woher wir kommen, mein Haus zwei Meilen von dem Eurigen liegt, und ich, einem alten Stamme ensprossen, im Lande bekannt bin; ferner, weil Ihr wüthend seyd, mich in Paris zu sehen, da Ihr wähntet, allein dahin beschieden zu seyn; endlich, weil der König seinen Brief mir zur Bewahrung übertrug.“

„Nun denn, meinetwegen,“ rief Sainte-Maline blaß vor Wuth aus; „ich nehme all das für wahr an. Aber daraus erfolgt ein Umstand . . .“

„Welcher?“

„Daß es mir in Eurer Nähe schlecht behagt.“

„Gehet fort, wenn Ihr wollet, pardieu, ich halte Euch nicht zurück.“

„Ihr thut, als ob Ihr mich nicht verstehet.“

„Im Gegentheile, mein Herr, ich verstehe Euch vortrefflich. Ihr möchtet mir gerne den Brief nehmen, um ihn selbst bei Euch zu tragen. Leider müßtet Ihr mich zu diesem Zwecke tödten.“

„Wer sagt Euch, daß ich nicht Lust dazu habe?“

„Wünschen und Thun sind zweierlei.“

„Geht nur mit mir an das Ufer des Wassers hinab, und Ihr werdet sehen, ob nicht Wünschen und Thun bei mir eins sind.“

„Mein lieber Herr, wenn der König einen Brief meiner Bewahrung anvertraut..."

„Nun denn!"

„Nun denn ... so bewahre ich ihn."

„Ich werde ihn Euch mit Gewalt entreißen, Laffe, der Ihr seyd."

„Ihr werdet mich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, hoff' ich, Euch den Kopf zu zerschmettern, wie einem wüthenden Hunde."

„Ihr?"

„Allerdings; ich habe eine große Pistole, und Ihr habet keine."

„Ah! Du sollst mir dieß büßen," sagte Sainte-Maline, indem er sein Pferd bei Seite lenkte.

„Ich hoffe es wohl, wenn meine Commission vollzogen ist."

„Schelm!"

„Für jetzt mäßiget Euch, ich bitte Euch inständig darum, Herr von Sainte-Maline, denn wir haben die Ehre, dem Könige anzugehören, und wir würden eine schlechte Meinung von dem Hause veranlassen, wenn wir einen Volksauflauf herbeiführen. Bedenket ferner, welch' ein Triumph es für die Feinde Seiner Majestät wäre, wenn sie die Zwietracht unter den Vertheidigern des Thrones sähen."

Sainte-Maline biß in seine Handschuhe; das Blut floß unter seinem wüthenden Zahne.

„Nun, nun, mein Herr," sagte Ernauton, „gebt auf Eure Hände Acht, um das Schwert zu halten, wenn es dazu kommt."

„O! ich werde darob zerbersten!“ rief Sainte-Maline.

„Dadurch wird mir meine ganze Arbeit erspart,“ entgegnete Ernauton.

Man kann nicht wissen, wie weit es bei der immer steigenden Wuth des Sainte-Maline gekommen wäre, als Ernauton, durch die Straße Saint-Antoine, neben Saint-Paul, reitend, plötzlich eine Sänfte erblickte, einen Schrei des Erstaunens ausstieß, und stille hielt, um eine halb verschleierte Dame anzuschauen. „Mein gestriger Page!“ murmelte er.

Die Dame that nicht, als ob sie ihn kenne, und zog vorüber, ohne eine Miene zu verziehen, lehnte sich jedoch in den Fond der Sänfte zurück.

„Cordieu! Ihr lasset mich warten, glaub' ich,“ sagte Sainte-Maline, „und zwar um Frauen zu betrachten.“

„Ich bitte Euch um Vergebung, mein Herr,“ entgegnete Ernauton, und ritt wieder fort.

Von jetzt an ritten die Jünglinge in scharfem Trabe durch die Straße du Faubourg-Saint-Marceau; sie sprachen nicht einmal mehr um miteinander zu streiten. Sainte-Maline schien äußerlich sehr ruhig, aber in der Wirklichkeit bebten noch alle Muskeln seines Leibes vor Zorn. Zudem hatte er eingesehen, und diese Entdeckung ihn keineswegs besänftiget, wie man leicht begreifen wird, daß er, ein wie guter Reiter er war, nöthigen Falles Ernauton nicht folgen könnte, da sein Pferd jenem seines Gefährten weit nachstand, und schon schwitzte, ohne gelaufen zu seyn. Dieß wurmte ihn sehr; daher quälte er sein Pferd, um sich bestimmt zu überzeugen, was es leisten könnte, mit der Reitpeitsche und den

Sporen. Diese Zudringlichkeit veranlaßte einen Streit zwischen seinem Pferde und ihm. Dieß geschah in der Gegend der Bièvre. Das Thier gab sich nicht viel mit Beredsamkeit ab, wie es Ernauton gethan hatte; aber seines Ursprunges sich erinnernd — es war aus der Normandie, — machte es seinem Reiter einen Prozeß, den dieser verlor. Es fing mit einem Seitensprunge an, bäumte sich dann, schlug hinten aus, und verschwand bis zur Bièvre, wo es sich seines Reiters entledigte, indem es mit ihm in den Fluß rollte, in welchem sie sich trennten. Man hätte die, obgleich durch das Wasser halb erstickten Flüche des Sainte-Maline auf eine Meile weit hören können. Als es ihm gelang, wieder auf seine Beine zu kommen, quollen ihm die Augen aus dem Kopfe, und einige Tropfen Blut, aus seiner abgehäuteten Stirne fließend, furchten sein Gesicht. Sainte-Maline schaute um sich her; sein Pferd hatte bereits die Böschung wieder erstiegen, und man sah nur mehr seinen Rücken, was anzeigte, daß der Kopf dem Louvre zu müsse gewendet sein. Ganz zerschlagen, schlammbedeckt, bis auf die Haut durchnäßt, blutend und zerquetscht, begriff Sainte-Maline die Unmöglichkeit, sein Pferd wieder zu fangen; selbst auch nur ein Versuch wäre lächerlich gewesen. Nun fiel ihm ein, was er zu Ernauton gesagt hatte: wenn e r auf seinen Gefährten in der Straße Sainte-Antoine nicht eine Secunde warten wollte, warum sollte sein Gefährte die Verbindlichkeit haben, eine oder zwei Stunden auf der Straße zu warten? Diese Erwägung führte Sainte-Maline vom Zorne zur heftigsten Verzweiflung, vorzüglich als er

aus der Tiefe seines Steinkastens herauf den schweigsamen Ernauton beide Sporen einsetzen, und einen Weg abschneiden sah, den er ohne Zweifel für den kürzesten hielt. Bei wahrhaft zornmüthigen Menschen ist der höchste Grad des Zornes ein Wahnsinnsblitz. — Einige bringen es nur zum Delirium, bei Anderen tritt eine völlige Erschlaffung der Kräfte und Intelligenz ein.

Sainte=Maline zog unwillkürlich seinen Dolch; einen Augenblick erfaßte ihn der Gedanke, sich ihn bis an das Heft in die Brust zu bohren. Was er in diesem Momente litt, könnte Niemand sagen, er selbst nicht. Man stirbt in Folge einer solchen Crisis, oder wenn man sie übersteht, altert man um zehn Jahre. Er kletterte also auf Händen und Füßen wieder an der Böschung des Flusses empor, bis er ihre Höhe erreichte; dort angekommen, schweifte sein verwirrter Blick über die Straße hin; man sah nichts mehr auf ihr. Rechts hin war Ernauton verschwunden, ohne Zweifel vorwärts reitend; im Hintergrunde war auch sein eigenes Pferd verschwunden. Während Sainte=Maline mit erbittertem Gemüthe tausend unselige Gedanken gegen Andere und sich selbst faßte, schlug der Galopp eines Pferdes an sein Ohr, und er sah auf dem von Ernauton gewählten Wege rechts hin, ein Pferd und einen Reiter kommen. Dieser Reiter hielt ein anderes Pferd an der Hand. Dieß war der Erfolg vom Eilritte des Herrn von Carmainges; er hatte rechtshin den Weg abgeschnitten, da er wohl wußte, daß, wenn man einem Pferde nachsetze, die Furcht die Thätigkeit desselben verdoppele. Er hatte also einen Umweg gemacht, und dem Nieder=Normanne

den Durchzug abgeschnitten, indem er ihn, quer haltend, auf einem schmalen Wege erwartete.

Bei diesem Anblicke strömte das Herz des Sainte-Maline vor Freude über; er fühlte eine Regung von Herzenserguß und Dankbarkeit, die seinem Blicke einen sanften Ausdruck verlieh; dann verdüsterte sich plötzlich sein Gesicht; er hatte die ganze Ueberlegenheit Ernauton's über ihn eingesehen, denn er gestand sich, daß er an der Stelle seines Gefährten nicht einmal den Gedanken gehegt hätte, zu handeln, wie er. Das Edle des Benehmens beugte ihn; er fühlte es, um es zu würdigen und darob zu leiden. Er stammelte einen Dank, welchen Ernauton nicht beachtete, faßte wüthend den Zügel seines Pferdes wieder, und schwang sich ungeachtet des Schmerzes in den Sattel. Ohne ein Wort zu sprechen, war Ernauton im Schritte vorausgeritten, und liebkosete seinem Pferde.

Sainte-Maline war, wie gesagt, ein vortrefflicher Reiter; der Unfall, welcher ihn traf, eine Ueberraschung; nach kurzem Kampfe, wobei er dießmal die Oberhand behielt, wurde er wieder Meister seines Pferdes, das er einen Trab einschlagen ließ. „Ich danke, mein Herr," sagte er zum zweitenmal zu Ernauton, nachdem er hundertmal zwischen seinem Stolze und seiner Schicklichkeit geschwankt hatte.

Ernauton verbeugte sich bloß, und berührte seinen Hut mit der Hand. Der Weg schien Sainte-Maline lang. Ungefähr gegen halb drei Uhr sahen sie einen von einem Hunde begleiteten Mann gehen, der einen Degen an der Seite trug; Chicot war's nicht, er hatte

aber seiner würdige Arme und Beine. Sainte-Maline, noch ganz schlammig, konnte sich nicht halten; er sah, daß Ernauton vorüber ritt, und diesen Mann gar nicht beachtete. Der Gedanke, seinen Gefährten schuldhaft zu finden, zuckte wie ein böser Blitz durch das Gemüth des Gascogniers; er ritt auf den Mann zu, und redete ihn an. „Landsmann," fragte er ihn, „erwartet Ihr nicht etwas?"

Der Reisende schaute Sainte-Maline an, dessen Anblick, wie man gestehen muß, in diesem Momente nicht angenehm war. Das noch vom Zorne verzerrte Gesicht, dieser auf seinen Kleidern schlecht getrocknete Schmutz, dieses auf seinen Wangen schlecht getrocknete Blut, struppige, schwarze, gerunzelte Augenbrauen, eine gegen ihn weit mehr mit der Geberde der Drohung als der Frage ausgestreckte, fieberhafte Hand, all das schien dem Fußgänger unheilverkündend.

„Wenn ich etwas erwarte," versetzte er, „so ist es kein Jemand, und wenn ich Jemand erwarte, so seyd sicher nicht Ihr dieser Jemand."

„Ihr seyd sehr ungeschliffen, Herr," erwiederte Sainte-Maline, entzückt, endlich eine Gelegenheit zu finden, seinem Zorne freien Lauf zu lassen, und überdieß wüthend ob dem Gedanken, daß er, indem er sich irrte, seinem Gegner so eben einen neuen Triumph bereitet habe.

Und also sprechend schwang er die Reitpeitsche, um den Reisenden zu schlagen; aber dieser hob seinen Stock empor, und versetzte damit Sainte-Maline einen Schlag auf die Schulter; dann pfiff er seinem Hunde, der an die Kniekehlen des Pferdes und an den Schenkel des

Mannes sprang, und aus jeder Stelle einen Fetzen Fleisch und ein Stück vom Gewande riß. Das Pferd, vom Schmerze gestachelt, sprengte zum zweitenmale davon, freilich vorwärts, aber ohne daß Sainte-Maline es zurückhalten konnte, der, ungeachtet aller Anstrengungen des Pferdes, im Sattel blieb. Auf diese Art fortgerissen, flog er an Ernauton vorüber, der ihn passiren sah, ohne über sein Mißgeschick auch nur zu lächeln. Als es ihm gelungen war, sein Pferd zu beschwichtigen, als Herr von Carmainges ihn eingeholt hatte, begann sein Stolz, nicht abzunehmen, wohl aber eine gewisse Fassung zu zeigen.

„Ja, ja," sagte er, zu lächeln bemüht, „ich habe heute meinen Unglückstag, wie es scheint. Dieser Mann glich doch sehr dem Porträte, welches Seine Majestät von demjenigen uns entwarf, mit dem wir zu thun haben."

Ernauton schwieg.

„Ich spreche mit Euch, mein Herr," sagte Sainte-Maline, durch diese Kaltblütigkeit erbittert, die er mit Recht für einen Beweis von Geringschätzung hielt, welchen er durch irgend einen entscheidenden Ausbruch ein Ende machen wollte, müßte es ihm auch das Leben kosten. „Ich spreche mit Euch, — hört Ihr nicht?"

„Jener, den uns Seine Majestät beschrieb," antwortete Ernauton, „hatte weder einen Stock, noch einen Hund."

„Das ist wahr," entgegnete Sainte-Maline, „und hätte ich überlegt, so würde ich eine Quetschung weniger an der Schulter, und zwei Bißwunden weniger am

Schenkel haben. Verständig und ruhig seyn, ist gut, wie ich sehe."

Ernauton antwortete nicht, erhob sich aber auf den Steigbügeln, hielt seine Hand wie einen Schirm über seinen Augen, und sagte: „Dort unten ist derjenige, den wir suchen, und der uns erwartet."

„Alle Wetter, mein Herr," versetzte Sainte-Maline mit dumpfer Stimme, neidisch ob diesem neuen Vortheile seines Gefährten über ihn, „Ihr habt gute Augen. Ich sehe nur einen schwarzen Punkt, und diesen nur mit Mühe."

Ernauton ritt fort, ohne zu antworten; bald konnte auch Sainte-Maline den vom Könige bezeichneten Mann sehen und erkennen. Eine schlimme Regung erfaßte ihn; er trieb sein Pferd vorwärts, um zuerst anzukommen. Ernauton war darauf gefaßt: er schaute ihn ohne Drohung und ohne scheinbare Absicht an. Dieser Blick brachte Sainte-Maline wieder zur Besinnung, und er ließ sein Pferd wieder im Schritte gehen.

Ende des zweiten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Fünfundvierzig ein historischer Roman

Bd.: 2

Augsburg 1847

P.o.gall. 664 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090606-5